

Emma Taft

*Kriminalroman*

# Das Haus



# Das Haus

## Vorspiel

Mit Haus meine ich unser Haus in der Lilienstraße. Lauter Mietwohnungen, die meisten Zwei-Zimmer-Schuhschachteln, zwei Penthäuser.

Lange Zeit lebten wir hier in Ruhe. Es gab die üblichen Streitereien zwischen Nachbarn. Dürfen Schuhe in der gemeinsamen Waschmaschine gewaschen werden? Darf eine wöchentlich gekochte Fischsuppe im gesamten Treppenhaus den Geruch bestimmen? Ab wann ist Musik Lärm? Was ist mit Türeenschlagen in der Nacht? Wieviel Hundegebell ist erlaubt? Und so weiter. Der eine hält den andern für unverschämt, rücksichtslos oder verrückt. Die Mehrzahl versteht sich allerdings einigermaßen. Man duldet einander. Und manchmal entstehen sogar Freundschaften.

Diese verhältnismäßige Ruhe war nach der letzten Party bei Zimmermann für immer dahin. Es passierte etwas Entsetzliches. Und obwohl man sich kaum etwas Schlimmeres vorstellen kann, war das erst der Anfang.

Einmal im Monat lädt Leonardo Zimmermann alle Einwohner zum Aperitif auf seine Dachterrasse ein. Er bewohnt das große Penthouse. Es ist nicht nur ein Aperitif, Zimmermann bietet uns mit Kanapees, Schinken, Käse, Lachs, Scampi, Salaten, Süßspeisen überhäufte Platten an und fachmännisch gekühlten, besonders feinperligen Champagner. Erstaunlicherweise kommen alle, und wir bleiben meist bis tief in die Nacht, tratschen, scherzen, lachen.

Mit mir unterhält sich Zimmermann meistens über meine paranormalen Forschungen, fragt, an was ich gerade arbeite. Ich erzähle ihm dann, wie

weit ich mit einem Manuskript über das Gedächtnis von Dingen und Orten bin, auch wenn ich das Gefühl habe, dass ihn das Thema nicht sonderlich interessiert.

Die Feldner-Schwestern, zwei junge Mädchen, die eine Banklehrling, die andere auf Stellensuche, zieht Zimmermann nur allzu gerne mit Witzen auf. Sie kichern spontan los, und ihr Gekicher steckt alle andern an. Alle nennen sie die Feldner-Schwestern, als seien sie keine Individuen. Dabei gleichen sie sich gar nicht. Die eine ist eine stämmige Rothaarige, die andere eine zierliche Blondine.

Frau Mooskop, pensionierte Kurzwarenverkäuferin, und Frau Rauhaar, pensionierte Schneiderin, bedient Zimmermann höflich, lässt sie aber während des Abends eher links liegen. Frau Mooskop verkaufte Damenunterwäsche, damals sagte man noch Damenunterbekleidung. Die Zeit der allgegenwärtigen Dessous hat sie wohl nicht mehr mitgemacht. Frau Rauhaar ist etwas jünger. Ihren Beruf üben hierzulande nicht mehr viele aus. Es gibt kaum noch Scheiderinnen außerhalb der Haute Couture. Sie werden einfach nicht mehr gebraucht. Frau Rauhaar ist ledig. Sie war als junges Mädchen vollauf mit ihrer Schneiderlehre beschäftigt gewesen und hatte angeblich schlicht keine Zeit für Männer gehabt. Im Gegensatz zur Mooskop kleidet sich die Rauhaar modern, sie hat Geschmack und scheut sich nicht vor Farben.

Es ist seltsam, dass Zimmermann die Mooskop und die Rauhaar bedient, aber nicht Ramona Valdes. Ramona ist ebenfalls älter. Wobei ihr Alter schwer einzuschätzen ist. Sie könnte um die siebzig sein. Zimmermann schenkt Ramona kein Glas ein, er zwinkert ihr nur zu. Ramona trägt meistens ein viel zu kurzes Oberteil und eine zu eng anliegende Hose, die den Schritt einschneidet. Sie kleidet sich wie ein Teenager. Vielleicht ist es die Macht der Gewohnheit. Als Bardame war sie Jahrzehnte knapp gekleidet, so hat man es von ihr verlangt, und jetzt stellt sie sich nicht mehr um. Dass Zimmermann Ramona quasi wissend zuzwinkert, stört mich. Ich finde es respektlos.

Während Zimmermann die Frauen eher links liegen lässt, seine Unterhaltung mit uns beschränkt sich meistens auf ein paar wenige Witze, unterhält er sich hauptsächlich und auch ernsthaft mit den Männern, etwa über das politische Tagesgeschehen, über Anlagen oder Sport.

Besonders gut versteht er sich mit Jean Colomb, den böse Zungen im Haus trotz seiner vierzig Jahre als Muttersöhnchen bezeichnen, Marco Bentivoglio, einer grauen Büromaus, und Matt Reynolds, den Oscar Wilde zum Vorbild für Dorian Gray hätte nehmen müssen, wenn er ihn denn kennengelernt hätte.

Die einzige Frau, die sich manchmal zu der Männergruppe gesellt, und von den Männern auch einbezogen wird, ist Marina Dunst. Die Dunst ist groß, dick und launisch. Du musst bei ihr jedes Wort auf die Goldwaage legen. Marina Dunst fühlt sich angegriffen, auch wenn man das nicht im Mindestens beabsichtigt hat, und putzt einen aus heiterem Himmel herunter. Mehr und mehr habe ich den Verdacht, es macht ihr Spaß, sie braucht es.

Priscilla Klein und ich bilden ein Gesprächspaar für sich. Wir sind beide in den Fünfzigern, fühlen uns aber eher wie in den Dreißigern. Wahrscheinlich, weil wir nie verheiratet waren, keine Familien gegründet haben; man altert dann langsamer und bleibt irgendwie unreif, habe ich den Verdacht. Priscilla leitet den Onlineverkauf eines Fitnessgeräteherstellers. Ich fühle mich mit ihr wohl, ohne dass ich wüsste, weshalb. Manche Menschen sind wohltuend entspannend, tolle Kumpel.

Priscilla und Marina sind schon öfters aneinandergeraten. Grund sind Priscillas zwei Chihuahuas. Marina Dunst wohnt im ersten Stock direkt über Priscilla und hört die Chihuahuas bellen. Sie bellen regelmäßig, wenn Priscilla nicht da ist und jemand die Haustüre zuschlägt. Vor einer Woche kam es zwischen Priscilla und Marina beinahe zu Handgreiflichkeiten. Marina bezichtigte Priscilla im Treppenhaus der Tierquälerei. Zwei Hunde dürfe man nicht in so einer kleinen Wohnung halten. Sie drohte Priscilla sogar, sie beim Tierschutz anzuzeigen. Bisläng hatte sich Marina nur bei der Verwaltung über das Hundegbell beschwert, mit geringem Erfolg, jetzt

wollte sie anscheinend eine Eskalation. Ich hatte Priscilla im Treppenhaus schreien gehört. Sie schreit sonst nie, ist immer beherrscht. Aber da schrie sie aus vollen Lungen, dass Marina sich gefälligst um ihren eigenen Dreck scheren solle.

Fehlen noch die Wistlers. Die Wistlers kommen immer später als alle anderen. Frau Wistler ist eine hübsche Brünette in den Vierzigern und schreibt anscheinend Romane. So ganz genau weiß das niemand. Herr Wistler ist zwanzig Jahre älter, sieht aber aus, als wäre er vierzig Jahre älter. Ich wundere mich, wie die beiden auf so engem Raum zusammenleben können. Bei den Wistlers haben wir nicht den klassischen Fall, bei dem der alte Mann die jüngere Frau aushält. Hier ist es umgekehrt. Er muss den Haushalt machen und einkaufen, sie schreibt und scheint das gemeinsame Leben zu finanzieren. Da noch niemand von uns einen ihrer Romane gefunden oder irgendetwas über sie gelesen hat, fragen wir uns, wie sie ihr Geld verdient. Vielleicht hat sie geerbt. Herr Wistler muss schon bessere Tage erlebt haben. Er ist wohlgezogen und umfassend gebildet. Einmal hat er mir erzählt, er sei in seiner Heimat, Kanada, lange beim Militär gewesen und hätte dort später eine Tierfutterfirma mit zweihundert Angestellten geleitet. Schwer zu sagen, ob es stimmt. Ich habe nicht nach dem Namen der Firma gefragt. Manchmal will man eine Lüge nicht herausfinden; Wistler ist mir aufgrund seiner soliden Bildung zu sympathisch.

Bis auf das Schriftstellerpaar, so nennen wir die Wistlers, und die Feldner-Schwestern lebten in allen Wohnungen nur Einzelpersonen. Und bis auf das Schriftstellerpaar waren alle Singles. Ein Singledasein ist für viele unbefriedigend, egal, wie alt man ist. Vielleicht herrschte auch deshalb im Haus eine Stimmung, die leicht ins Ungute kippen konnte, musste ich später denken.

Im Juli lud uns Zimmermann das letzte Mal zum Aperitif ein. An dem Abend war der Himmel sternenklar, und es war warm bis spät in die Nacht. Den Champagner hatte Zimmermann von einem kleinen Gut bei Chamery kommen lassen. Und wie immer war er perfekt gekühlt. Zimmermann hatte

Lager- und Weinkühlschränke, wie man sie nur aus einem Restaurant kennt. Und dieser Champagner war etwas ganz Besonderes. Er leuchtete goldgelb. Nach dem zweiten Glas musste ich ständig lachen. Auch die Feldner-Schwester kicherten unablässig beim kleinsten Anlass. In so einer Laune konnte es nicht ausbleiben, dass bald alle über den einzig nicht Anwesenden, Enis Al Agha, zu tratschen und zu lachen begannen.

Enis war vor wenigen Monaten ins Haus gezogen. Er hatte die Ein-Zimmer-Penthousewohnung gegenüber von Leonardo Zimmermann gemietet und bislang jede Einladung zum Aperitif ausgeschlagen. Dass Zimmermann uns ständig mit einer Grimasse einschärfte, doch nicht so laut über seinen Nachbarn zu reden, machte das Ganze noch komischer und ließ uns noch mehr lachen. Ich gebe zu, wir waren gemein. Besonders, weil wir Enis kaum kannten und hauptsächlich böse Mutmaßungen anstellten. Aber gemein über andere zu reden ist einfach ein Riesenvergnügen. Tratsch gehört zum gesellschaftlichen Leben, wenn man das hier überhaupt Gesellschaft nennen konnte. Aber selbst ein Mikrokosmos wie unser Haus, und sei es auch von lauter Außenseitern bewohnt, bildet so etwas wie die Grundstruktur einer Gesellschaft heraus, und dazu gehört, dass man sich über deren Mitglieder austauscht und auch, dass Mitglieder hinter dem Rücken anderer Mitglieder tratschen. Es ist ein Prozess der Selbstspiegelung, der Selbstvergewisserung, der auch schmerzhaft sein kann.

Zimmermann wollte nun herausgefunden haben, dass Enis aus Syrien stammt, aus Damaskus. Seine Eltern hatten ihn, laut Zimmermann, zum Medizinstudium nach Europa geschickt.

Als Zimmermann uns das erzählte, lachte Marina Dunst laut ein extratiefes Lachen: „Der ist doch Asylant.“

Jean verzog sein Gesicht. „Willst du damit sagen, der Staat zahlt ihm die Penthousewohnung?“

„Kluges Bürschchen. *Wir* zahlen ihm die Luxusbleibe“, stimmte Marina Dunst ein.

Luxusbleibe konnte man Enis' Wohnung kaum nennen. Ich kenne die Wohnung, sie besteht aus einem Zimmer mit winzigem Bad und Kochecke, insgesamt 25 Quadratmetern. Der einzige Luxus ist der kleine Teil der Dachterrasse im fünften Stock, der dazugehört.

„Scht, scht“, Zimmermann versuchte den Ton zu dämpfen. „Wenn er in Damaskus lebt, ist er ja nicht unbedingt ein Flüchtling. Seine Eltern gehören vielleicht zum Asad-Establishment.“

„Na und?“, rief Marina mit tiefer Alkoholstimme. „Der kriegt trotzdem Geld vom Staat. Da verwette ich die Chihuahuas drauf.“

„Unverschämtheit“, zischte Priscilla. Ich zupfte sie am Arm, um Schlimmeres zu verhüten.

„Kommen hierher und lassen sich von uns aushalten, wollen aber nichts mit uns zu tun haben, gucken auf uns herab, weil wir *Ungläubige* sind“, grollte Marina.

Der mausgraue Bentivoglio regte sich auf einmal. Er hält sich sonst immer zurück, als wolle er unter gar keinen Umständen auffallen. „Ein Syrer in einer teuren Penthousewohnung wird vom IS bezahlt! Das ist meine Meinung.“ Er wurde ganz rot. Wahrscheinlich, weil er zum ersten Mal eine eigene Meinung vertrat.

Marina sperrte die Augen so weit auf, dass ich schon Angst bekam, die Augäpfel sprängen heraus. „Klar! Genau. Schlaues Kerlchen.“ Sie blies Luft aus der Nase. „Wir können uns auf was gefasst machen hier drin. Ich sag's euch. Da bleibt kein Stein mehr auf dem andern. Am besten, wir geben der Polizei nen Wink.“

Zimmermann versuchte abermals zu beschwichtigen: „Ruhig. Ruhig. Das ist doch ein gut aussehender, ganz freundlicher junger Mann ...“

„Warum will er dann nichts mit uns zu tun haben?“, blaffte Marina dazwischen.

„Er ist vielleicht nur schüchtern.“ Zimmermann zuckte mit den Schultern.

Die Wistlers stehen sonst immer beiseite und trinken. Umso mehr war ich überrascht, als Frau Wistler sich einmischte: „Gleich die Polizei holen, nur weil jemand Syrer ist, das ist doch Rassismus!“

Herr Wistler nickte eindringlich.

Als hätte Marina Dunst nur auf diesen Augenblick gewartet, baute sie sich in voller Größe vor den Wistlers auf und hielt schreiend einen Vortrag über das exponentielle Anwachsen der Kriminalität im Land infolge der Straftaten von Migranten

Spätestens hier war der Abend gekippt. Die Feldner-Schwester waren mucksmäuschenstill verschwunden. Ich hatte es nicht einmal bemerkt.

Nachdem Marina Dunsts Vortrag, den niemand zu unterbrechen gewagt hatte, endlich beendet war, kam keine gute Stimmung mehr auf. Wir standen noch eine Weile verlegen auf der Terrasse herum. Bald ging einer nach dem andern unter einem fadenscheinigen Vorwand. Leonardo Zimmermann tat mir leid. Er gab sich jedes Mal solche Mühe, bewirtete uns großzügig, und jetzt hatte die Dunst ihm den Abend komplett versaut. Vielleicht war das ihre neue Masche, bei einer Party einfach dreinzuschlagen und das Fest zu sprengen, zum Verdruss aller, statt nur eine einzelne Person zur Schnecke zu machen.

Als ich am Tag danach einen Zettel in meinem Briefkasten fand, auf dem Marina Dunst Unterschriften sammelte, um Enis aus dem Haus zu ekeln, angeblich gab es in unserer Hausordnung die Möglichkeit, jemanden loszuwerden, falls alle anderen Mieter unterschrieben, schämte ich mich, dass ich am Abend zuvor nichts gegen das Geschimpfe auf Enis eingewandt hatte.

## *Kapitel 1*



Ich kriege das Bild, das ich an dem Morgen sehen musste, einfach nicht mehr aus dem Kopf. Es war früh am Morgen, und es regnete. Der Regen fiel in dichten Schnüren. Zuerst erblickte ich nur einen Schuh. Dann, als ich weiter aus der Haustür trat und um die Ecke bog, sah ich Enis. Ein paar Tauben flogen knatternd hoch. Enis lag auf dem Rücken mit verrenkten Gliedmaßen. Eine klebrige Masse quoll seitlich aus seinem Kopf. Sein Gesicht glänzte vom Regen. Es wirkte wie tränenüberströmt. Um Kopf und Schultern färbte sich die Nässe schwarzrot. Sein weißes Hemd war durchsichtig geworden. Die dunkelblauen Hosen klebten wie Lappen an seinen unförmig gewordenen Beinen.

Ich bin nicht einmal erstarrt. Und ich konnte auch nicht schreien. Ich stürzte zurück ins Haus und wählte den Notruf.

Ich wartete zitternd im Eingang, bis der Krankenwagen mit Sirenengeheul vor dem Haus hielt. Ich kann mich nur noch vage erinnern, was ich ins Telefon gestottert hatte. Wahrscheinlich ging daraus nicht hervor, dass Enis schon tot war. Die Einsatzleute brauchten nicht lange, um das festzustellen, und riefen dann die Polizei.

Es regnete weiter ohne Unterlass. Wasser spritzte mir ins Gesicht, obwohl ich unter dem Vordach des Eingangs stand. Kein anderer Bewohner war zugegen. Dann hörte der Regen plötzlich auf. So abrupt, als sei es nur ein Bühnenregen gewesen. Und ich wünschte mir verrückterweise, dass es nur eine Filmszene sein mochte. *Klappe, Enis steht auf, schüttelt sich. Einer der Notfallhelfer reicht ihm ein Handtuch zum Abtrocknen.*

Das Eintreffen der Polizei riss mich aus meinem Wahn. Sie wollten alles Mögliche von mir wissen. Ich zeigte zum vierten Stock hoch und sagte: „Da oben hat er gewohnt.“

In der Wohnung darunter bewegte sich ein Vorhang. Es war die Wohnung von Frau Mooskop.

Enis Körper wurde in einem Metallsarg abtransportiert. Auf dem Gehweg blieben nur ein paar verwaschene braune Flecke zurück. Es war fast so, als

sei nie etwas geschehen. Dass es aber doch geschehen war, hatte sich dann bis zum Abend im ganzen Haus herumgesprochen.

Priscilla klingelte um sieben Sturm an meiner Tür. „Weißt du schon ...?“ Ja, ich wusste schon ... leider, und die Bilder gingen mir einfach nicht mehr aus dem Kopf. Enis verfloss vor meinem inneren Auge im Regen, löste sich auf ...

„Die Rauhaar sagt, er hat sich von seiner Dachterrasse runtergestürzt.“

„Aber warum?“

„Selbstmord.“

Ich bat Priscilla stumm herein. Sie ließ sich auf mein Sofa fallen. Und ich dachte nicht einmal, was ich sonst immer dachte, dass man nachher einen Haufen Hundehaare auf dem dunklen Samt sehen würde. Ich vergaß auch, Priscilla etwas zu trinken anzubieten. Ich vergaß einfach alles. Ich war ziemlich durcheinander.

„Im Treppenhaus hab ich mit Zimmermann geredet. Er war völlig fertig, hatte sogar Tränen in den Augen. Er meinte, der Tod von Enis fiele auf das Haus zurück. Auf uns alle. Niemand habe gesehen, wie unglücklich Enis war, und fast jeder hier drinnen hätte noch ein Leid hinzugefügt. Jeder von uns müsse sich fragen, ob er es nicht hätte verhindern können.“

Ich biss mir auf die Lippe und schwieg. Ich brachte nichts heraus, spürte nur einen Klos im Hals, der immer härter wurde, schon schmerzte. Dann heulte ich los.

Priscilla legte einen Arm um mich.

„Ich dumme Kuh ... entschuldige“, stammelte ich.

„Ruhig. Ganz ruhig. Sogar Zimmermann sind die Tränen gekommen. Und ich wein vielleicht später noch. Ich muss mir nur vorstellen, Boris und Churchill wäre so was passiert. Von der Terrasse runtergefallen ...“ So hießen Priscillas Chihuahuas, Boris war eine Abkürzung für Boris Johnson.

Mein Geheul stoppte. Ich konnte mich gerade noch beherrschen, nicht in irres Gelächter auszubrechen. Ich war mit den Nerven fertig.

Als Priscilla wieder fort war, wünschte ich mir einen Moment lang auch ein Tier in meiner Wohnung. Vielleicht einen Haushasen, Hasen sind Vegetarier und stinken fast nicht. Es hätte jetzt etwas ungemein Beruhigendes, wenn so ein Wesen hier herumwuselte, das Wärme ausstrahlt, von nichts Schlimmem weiß, unschuldig in den Tag hinein frisst, schläft, lebt.

Bis tief in die Nacht hinein hielten mich Grübeleien wach. Sie hatten mit meiner Arbeit über das Gedächtnis von Orten und Gegenständen zu tun. Es gibt da eine Annahme: Ein Ort, also auch ein Haus wie das unsere, speichert alles, was in ihm geschieht oder auch gedacht wird. Jede Handlung, jedes Gespräch, jeden Gedanken, jedes Gefühl. Und es gibt abenteuerliche Theorien von Physikern, in was für einem physikalischen Feld alle diese Informationen verschlüsselt werden. Durchaus seriöse Hypothesen, vorgebracht von Forschern wie dem berühmten Einsteinschüler David Bohm.

Jeder von uns kann mehr oder weniger das Gespeicherte spüren. Wir haben alle diese Fähigkeit. Heftige Gefühle und Wiederholungen prägen sich einem Ort besonders ein und sind auch von uns stärker wahrnehmbar. Ist an einem Ort etwas Schreckliches geschehen, so kann es gut sein, dass wir uns an dem Ort bedrückt fühlen. Manche haben nur ein ganz undeutliches, mulmiges Gefühl. Ganz wenige sehen sogar im Geist vor sich, was konkret an diesem Ort einmal Schreckliches geschehen ist.

An dem Abend fragte ich mich, ob wir vielleicht sogar sozusagen in einem verfluchten Haus wohnten, das die Einwohner bedrückt, einen von ihnen derart, dass er sich aus dem fünften Stock gestürzt hat. Im Haus wohnten lauter Singles in kleinen Wohnungen. Ein Teil junge Leute, die in die Berufswelt mussten und Ängste ausstanden. Ein anderer Teil ältere Menschen, die sich nichts Besseres leisten konnten und einsam waren. Die meisten waren immer schon mehr oder weniger Singles hier drinnen und

einsam. Das heißt, das Thema der Einsamkeit wiederholte sich Tag für Tag und auch die Ängste, es irgendwo in dieser Welt alleine schaffen zu müssen. Und diese Gefühle sind sehr aufdringlich. Die Wände saugen sich voll damit und strahlen eine zähe Bedrückung ab, die vielleicht auch manche, mir fiel Marina ein, aggressiv machte und in einem Fall sogar einen jungen Menschen in den Tod gestürzt hat.

Am Samstagmorgen fühlte ich mich stark betäubt. Um doch noch schlafen zu können, hatte ich in der Nacht viel zu spät noch eine Schlaftablette geschluckt.

Ich hatte mich an dem Tag zum Wäschewaschen in einer der zwei Waschküchen im Keller eingetragen. Eigentlich war ich froh, dass ich gleich etwas zu tun hatte, etwas Alltägliches. Alltagsverrichtungen beruhigen; sie machen einem vor, das Leben geht weiter. Sogar nach der schlimmsten Zäsur. Enis' Tod war eine brutale Zäsur. Es fiel mir dennoch sehr schwer, gleich wieder zur Tagesordnung überzugehen, so zu tun, als sei nichts passiert. Enis stand mir immer wieder vor Augen. Wenn ich nicht gerade seinen leblosen Körper vor mir sah, musste ich an den lebendigen Enis denken, dessen Weg ich ab und zu im Treppenhaus gekreuzt und der mich immer höflich lächelnd begrüßt hatte. Er war ein schöner junger Mann gewesen. Was Matt Reynolds in Blond war, war Enis Al Agha in Schwarz. Enis war lediglich weniger trainiert als Matt, der im Ballett der Oper tanzte. Und Enis hatte nicht Matts gesunden Teint; er wirkte eher blass und seine Gesichtshaut ein bisschen teigig, so als vertrage er unser nördliches Klima nicht. Enis wollte nicht groß Kontakte im Haus, das war allen aufgefallen. Ich überlegte, an was allem er gelitten haben konnte. Zieht man sich zurück, hat man eventuell eine Depression. Hatte er die Gräuere des Bürgerkriegs erlebt? Wirkten die unauslöschlich nach? War ihm in einem neuen Land alles zu fremd? Hatten seine Eltern für ihn entschieden, dass er sich in dem ihm völlig fremden Land eine Existenz aufbauen sollte? Glaubte er in einer Art Wahn oder Verzweiflung, sich dem nur durch Selbstmord entziehen zu können?

Während ich noch über Enis' Leben nachgrübelte, hörte ich Marco Bentivoglio und Marina Dunst in der Waschküche nebenan reden. Wahrscheinlich war es Bentivoglios Washtag und Marina fragte ihn, ob sie auch waschen konnte. Sie tat das regelmäßig und bat Bentivoglio auch sonst ständig um Gefallen. Bentivoglio sagte nie Nein. Er galt allgemein als hilfsbereit. Nach allem, was im Haus passiert ist, würde ich ihn nicht mehr als hilfsbereit bezeichnen ... Ich würde sagen, Bentivoglio gab aus Schwäche nach.

Ich war gerade dabei, die Maschine mit Schmutzwäsche zu füllen, stellte sie aber nicht gleich an, sondern horchte, weil die Stimmen nebenan so alarmierend laut wurden.

„Du spinnst!“, rief Marina. „In unserem Haus wird doch niemand umgebracht!“

„Wenn es ein IS-Mann war, dann haben die ihn vom Dach gestürzt und es wie Selbstmord aussehen lassen.“

Ich hörte etwas wie „Pffft“ und stellte mir vor, wie Marina Dunst Marco Bentivoglio den Vogel zeigte. „Wer soll das gewesen sein?“, blaffte Marina wieder so laut, dass es geradezu herüberschallte.

„Na, die Geheimdienste, ein westlicher Geheimdienst.“ Bentivoglios Stimme wurde leiser und klang zittrig. „Haben ihn aufgespürt und neutralisiert.“

Marina sprach in einem Schwall, als hätte sie zuerst Luft geholt, und schrie dann los: „So ein Quatsch. Der Staat hier ist doch viel zu zahm. Terroristen kommen hier nicht mal hinter Schloss und Riegel ... die kriegen Bauspardarlehen ...“

Den Rest konnte ich nicht verstehen, weil sie auf einmal verschwörerisch leise sprach. Dann wieder laut: „Für mich ist der Fall abgeschlossen. Ich will nichts mehr von diesem Agakhan wissen. Sein Tod geht mir so was von am Arsch vorbei.“

Irgendetwas rumpelte, ich hörte Türenschnallen, Schritte. Zum Glück war meine Waschküchentür zu. Ich wartete reglos, wagte kaum zu atmen.

Ich habe die Maschine erst angeschaltet, als alles ganz still war und nur noch die Tauben vor dem Kellerfenster gurrten. Die pickten dort die Krümel auf, die von Frau Mooskops Fenstersims herunterfielen. Die Mooskop fütterte bei sich den ganzen Tag die Tauben.

Was ich gehört hatte, machte mir Angst. Nicht, dass ich Enis für ein IS-Mitglied hielt, mit allen Folgen, die das für uns hier drinnen haben konnte. Es war die Rohheit Marinas, die mich erschreckte. Wäre jemand, der so wenig Empathie für andere empfand, dem, um es genauer zu formulieren, der Tod eines Nachbarn *am Arsch vorbeiging*, nicht auch irgendwann zu schlimmeren Übergriffen fähig als zu bloßen Verbalattacken?

Und nicht nur das machte mir Angst. Samstags herrschte normalerweise viel Betrieb im Haus, ein Kommen und Gehen. An diesem Samstag war aber das Haus wie ausgestorben. Nicht einmal Boris Johnson und Churchill bellten. Da ich mich wie gesagt mit Paranormalem und nebenbei auch mit Geistern beschäftige, drängte sich mir die Vorstellung auf, dass Enis nach seinem Tod -- in welcher Form auch immer -- noch im Haus umherwandelte, die Einwohner das irgendwie diffus spürten und sich so jeder vor dem Unheimlichen, dem Unbegreiflichen in seinen eigenen vier Wänden verschanzte. Auf jeden Fall waren die Verzweiflung und Ängste noch präsent, die Enis ausgestanden haben musste, um eine so schwerwiegende Entscheidung zu treffen. Sie hingen in der Luft, sie hüllten das Haus in eine Todeswolke, machten es zu einem Totenhaus. Und zumindest das konnte wohl jeder spüren.

Am Sonntag stellte sich dann heraus, dass Enis vor seinem Tod ganz andere als die von mir angenommenen Ängste ausgestanden haben musste. Die Polizei kam ins Haus, klingelte an jeder Tür, befragte uns alle. Enis Al Agha hatte Prellungen am ganzen Körper und Würgemale am Hals gehabt, die er sich nicht selbst hätte beibringen können. Es sah nach einem Kampf aus. Jemand hatte ihn aller Wahrscheinlichkeit nach übers Geländer seiner Terrasse gestürzt, oder es war im Handgemenge einfach passiert.

Wir waren von einem Totenhaus, wie es aussah, zu einem *Mörderhaus* avanciert. Und das Verbrechen hing hier nach meinen Annahmen fortan in der Luft, würde sich nicht mehr aus den Mauern lösen. Das war noch schlimmer. Neben dem Tod haftete dem Haus dann auch noch etwas Böses an.

Meine Befragung war kurz und freundlich. Die zwei Polizisten blieben im Treppenhaus stehen. Sie wollten nur wissen, ob ich Enis gekannt und irgendetwas Ungewöhnliches im Haus beobachtet hatte. Als ich beides verneinte, wollten sie nicht mehr viel von mir. Ich hatte den Eindruck, sie hielten mich für unverdächtig. Sie fragten mich noch, ob ich wisse, wann Herr Zimmermann da sei. Ich sagte ihnen, dass Leonardo Zimmermann das Wochenende bei seiner geschiedenen Frau und seinen beiden Söhnen im Westend verbrachte.

Zimmermann hatte die Penthousewohnung schon lange vor seiner Scheidung gemietet. Und es wurde im Haus gemunkelt, dass er dort seine Geliebte traf. Niemand hat aber je diese Geliebte gesehen. Entweder war sie ungemein diskret oder es gab keine Geliebte und Zimmermann wollte einfach irgendwo Ruhe vor seiner Familie haben. Nach der Scheidung hatte Zimmermann die Villa im Westend seiner Familie überlassen und war ganz in unser Haus gezogen. Er lebte hier nun schon ein Jahr fest, und es schien ihm zu gefallen. Seine monatlichen Aperitif-Einladungen haben das Hausklima bedeutend verbessert. Die Abende bei Zimmermann waren nicht nur ausgelassen, sie hatten etwas Familiäres. Man fühlte sich nach einer Einladung bei Zimmermann mehr zu Hause im Haus, zugehörig. Das Haus erhielt etwas Heimeliges, zumindest für eine kurze Zeitspanne danach. Ich hoffte, diese Einladungen würden jetzt, nach dem erschreckenden Tod von Enis, nicht ausgesetzt. Eine unangebrachte Hoffnung: Der Mensch ist eben so, kann ohne Weiteres in einer Schreckens-, einer Trauersituation an ein Vergnügen denken; vielleicht nur, um nicht unterzugehen.

Im Hintergrund ging Matt Reynolds vorbei, die Treppe hinunter. Er nahm nie den Aufzug. Die Polizisten drehten sich um. Matt hob die Hand zum Gruß und ging weiter. Anscheinend hatten die Polizisten Matt schon befragt. Die

Polizisten verabschiedeten sich von mir und gaben mir eine Karte mit einer Nummer, die ich anrufen sollte, wenn mir etwas einfiel, etwas, das ich gesehen oder gehört hätte und das hilfreich für die Aufklärung des Verbrechens sein könnte.

Als ich wieder alleine in meiner Wohnung war, fragte ich mich, ob Matt wirklich so bleich gewesen war, mit so dunklen Ringen um die Augen, oder ob die Neonbeleuchtung im Treppenhaus etwas hervorhob, das im normalen Tageslicht vielleicht unsichtbar unter der Haut lauerte. Matt hatte es eilig gehabt. Als wollte er nur raus aus dem Haus. So fühlte ich mich jetzt auch. Ein Verbrechen war im Haus geschehen. Das Haus war noch nie ein kuscheliges Heim gewesen und nun schon gar nicht mehr. Klar, dass man sich an einem solchen Ort nicht mehr wohlfühlte und schon gar nicht mehr alleine wohlfühlte. Ich rief deshalb gleich Priscilla an. Ich musste mit jemandem reden, und ich wollte auch gleich wissen, was die Polizei sie gefragt hatte.

Die Polizei hatte Priscilla unter anderem Fragen über die restlichen Bewohner gestellt. Priscilla hatte geantwortet, dass man im Haus nicht viele Kontakte untereinander hatte, sie engeren Kontakt eigentlich nur zu mir pflegte. Und dass man sich ansonsten privat nur bei Zimmermann einmal im Monat zum Aperitif traf. Dass wir einander im Haus nur flüchtig kannten, wunderte die Polizisten nicht. Das war in den meisten Mietshäusern so. Alle waren so mit sich selbst beschäftigt, dass Einladungen von Nachbarn eine Seltenheit waren. Man lud ja nicht einmal mehr Arbeitskollegen oder Freunde ein. Gewundert hat sie allerdings Zimmermanns Gastfreundschaft. Die fiel aus dem Rahmen in unserer müden Zeit. Als Priscilla vorschlug, zu mir zu kommen, um das schreckliche Vorkommnis zu bereden, war ich erleichtert. Unter normalen Umständen hätte ich an meinem Manuskript über das Gedächtnis von Dingen und Orten weitergeschrieben. Daran war aber heute nicht zu denken. Ich konnte mich nicht konzentrieren, konnte nicht zur Tagesordnung übergehen. Ich war verstört, verängstigt.

Priscilla kam nicht alleine, sie war in Begleitung der Rauhaar. Was mir sonst aufdringlich erschienen wäre, einfach ohne Anmeldung bei mir



hereinzuschneien, kam mir heute gelegen. Je mehr Personen zu mir kamen, umso sicherer fühlte ich mich. Ich freute mich sogar, dass Priscilla an die Rauhaar gedacht hatte; die Rauhaar war bekannt dafür, dass sie überall im Haus herumschnüffelte, wahrscheinlich ungemein viel Zeit hinter dem Spion ihrer Wohnungstür verbrachte und womöglich unverhohlen im Treppenhaus an den Türen horchte. Sie arbeitete zwar hier und da noch, nahm Verbesserungsarbeiten an, um ihre Rente aufzubessern, ihr war aber häufig langweilig ... Wenn wir uns im Treppenhaus über den Weg liefen, erzählte sie mir sofort den neuesten Klatsch aus dem Haus. Sie wusste einfach alles, was hier drin los war.

Der Sonntagnachmittag war gerettet. Ein Funken Gemütlichkeit kehrte zurück, als ich den beiden auf dem Sofa Kaffee und Zitronenkekse servierte. Bücher und Papiere hatte ich so zur Seite geschoben, dass die beiden gerade Platz hatten und auch auf dem Fußboden nicht über Bücher und Kopien steigen mussten.

Die Rauhaar trug ein schwarzes T-Shirt mit Spitzenkragen, einen weißen engen Rock, und grellroten Lippenstift. Sie brachte es fertig, sich in wenigen Minuten in Schale zu werfen. Sie sah immer gut aus; die billigste Kleidung konnte sie so drapieren und kombinieren, dass es geschmackvoll aussah. Ein bisschen berührte mich ihre Aufmachung seltsam; sie schien das hier womöglich als Auftritt anzusehen. Priscilla schien Ähnliches zu überlegen, sie musterte die Rauhaar rätselhaft lächelnd.

Zuerst erklärte jede nochmals gefühlvoll und ausführlich, wie sehr sie das Verbrechen schockiert hatte. Es war die obligate Einleitung. In so einem Fall konnte man nicht unmittelbar zum Tratsch übergehen. Erst als wir minutenlang unseren Horror ausgebreitet hatten, stellten wir uns die ersten Fragen.

„Was glaubt ihr, wer es getan hat?“ Ich hielt Priscillas Frage zunächst für überflüssig. „Jemand von draußen oder jemand aus dem Haus?“ Als ich den Nachsatz gehört hatte, erschien mir die Frage allerdings nicht mehr so dumm.

Die Augen der Rauhaar weiteten sich. „Genau das hab ich mich auch gefragt. Und ich tendiere zu jemandem *aus dem Haus*.“ Die Rauhaar klang vollkommen überzeugt, als wäre das alternativlos.

„Aber wir kennen doch Enis praktisch nicht. Mehr als im Treppenhaus Hallo gesagt, hat niemand von uns. Wer sind seine Freunde, wer sind seine Feinde, woher sollen wir das wissen?“

„Er war noch nicht lange hier. Und er war schüchtern. Viele Freunde kann er nicht gehabt haben“, warf Priscilla ein.

Die Rauhaar glühte. „Genau! Und Feinde, die hatte er hier im Haus.“

Ich musste daran denken, wie hässlich sich einige über Enis während der Party geäußert hatten. Aber war das schon verdächtig?

Wir blickten die Rauhaar an.

Sie lächelte, genoss es, kostete unsere Aufmerksamkeit aus. „Ihr habt ja wohl mitbekommen, dass Jean immer wieder Ramona mobbt ...“

Ich zuckte mit den Schultern. Was hatten Jean und Ramona mit Enis zu tun?

„... Ramona ist schwarz ...“

Ich korrigierte: „Mulattin.“ Ramona war aus Sao Paolo.

„ ... und Jean ist Rassist“, fuhr die Rauhaar unverblümt fort. Jean hatte sich ihr gegenüber anscheinend beklagt, dass *solche Leute* wie Ramona im Haus wohnten. Wenn noch mehr *solche* einzögen, würde das Haus asozial, war, so die Rauhaar, sein Fazit.

Priscilla verzog den Mund. „Ich bin mir nicht ganz sicher, ob Jean Ramonas Hautfarbe stört. Es kann auch ihre Bardamen-Vergangenheit sein, ihre vulgäre Kleidung. Bei Jean kann es sich auch einfach um eine Aversion gegen jemanden aus einer unteren Schicht handeln.“

Die Rauhaar wedelte mit der Hand, als fächle sie Priscillas Beitrag weg, und fuhr ungerührt fort: „Wisst ihr noch, wie er Ramona Hundedreck vor die Tür gekippt hat? Nur ganz wenig, sodass sie es nicht gleich bemerkt, aus

Versehen reintritt und den Gestank bei sich in der Wohnung und im ganzen Treppenhaus verbreitet. Ich habe ihn dabei beobachtet!“ Die Rauhaar hatte uns die Geschichte damals haarklein berichtet. Sie war quasi stolz gewesen, Jean bei so einer Frechheit ertappt zu haben.

Ich fand die Geschichte unglaublich. Es war einfach zu kindisch.

Die Rauhaar wollte uns auch weismachen, dass Jean Ramona regelmäßig herabsetzte. Dass er sie wiederholt in der Waschküche demütigte, darüber hätte Ramona sich sogar bei ihr höchstpersönlich weinend beklagt. Wenn Ramona wusch, sei Jean öfters in die Waschküche gekommen und habe geschimpft, wie dreckig es dort sei. Er habe Ramona dann im Befehlston angeherrscht: *Jetzt wisch mal schnell den Boden auf und leer endlich das Flusensieb.* Jean habe Ramona wie eine Putzfrau behandelt, wo es doch Aufgabe des Hausmeisters war, die Böden zu reinigen und die Maschinen zu säubern.

Ich konnte mir schwer vorstellen, dass das stimmte. Insbesondere konnte ich mir nicht vorstellen, dass Ramona sich der Rauhaar anvertraut haben sollte. Die beiden hatten kaum etwas miteinander zu tun. Schon kleidungsmäßig war die eine das Gegenteil der andern.

„Ich versteh immer noch nicht, was Jean und Ramona mit Enis zu tun haben“, bemerkte Priscilla vorsichtig.

„Aber das ist doch sonnenklar! Kannst du Schwarze nicht leiden, hasst du auch Türken und Araber.“

„Aber das sind doch bloß Muslime“, wagte ich zu widersprechen.

„Eben. Wer Rassen verachtet, hat auch mit anderen Religionen ein Problem. Das geht meist Hand in Hand.“ Da war leider was dran, musste ich der Rauhaar recht geben.

„Sie meinen, wer eine dunkelhäutige Brasilianerin provoziert, der ist auch imstande, einen muslimischen Syrer zu töten?“, fragte ich vorsichtig.

Die Rauhaar schlürfte nachdenklich Kaffee in den Mund. „Ich hab mir da so meine Gedanken gemacht.“

Aha.

„Jean ist fünfunddreißig und lebt vom Vermögen seiner Eltern. Er hat noch nie gearbeitet. Die Leute piesacken ihn deshalb immer wieder, und daher ist er dauerfrustriert. Er kommt sich wertlos vor, und doch kann er aus irgendeinem Grund keiner Arbeit nachgehen. Statt die zu hassen, die ihn quälen, weil sie keinen anderen Lebensentwurf dulden, hasst er Menschen, die von denselben Leuten noch mehr verachtet werden, die auf einer vermeintlich noch tieferen Stufe stehen als er selbst. Und an denen lässt er seinen Frust aus.“

Es erstaunte mich, was die Rauhaar da zusammentheoretisiert und wie sie es formuliert hatte. Es war für sich genommen ziemlich stimmig. Nur passte es meiner Ansicht nach weder auf Jean, noch stand Enis Al Agha auf einer tieferen Stufe als Jean. Enis hat Medizin studiert, seine Eltern schienen wohlhabend zu sein ...

Priscilla konnte Rauhaars Äußerungen etwas abgewinnen. „Sie meinen, Jean ist nach Jahren des Dauerfrusts einfach ausgerastet, wie es in den USA immer wieder passiert? Ein frustrierter Arbeitnehmer steckt nach Feierabend stundenlang im Stau, die Wut schäumt über, er steigt aus und schießt wahllos in die Wagen neben ihm, tötet Leute, die er nicht einmal kennt ...“

Die Rauhaar nickte in Zeitlupe, sodass es bedeutungsschwanger aussah. „So ähnlich ...“, räusperte sie sich.

Das ist doch an den Haaren herbeigezogen, dachte ich, schwieg aber. Ich wollte die Rauhaar nicht kränken. Um die Unterhaltung aus der Sackgasse zu manövrieren, lenkte ich die Aufmerksamkeit von Jean weg. „Bei Zimmermann zogen ja so einige über Enis her. Nicht nur Jean. Erinnerst ihr euch, was Marina über Enis sagte?“, bemerkte ich laut. Noch im Nachhinein bekomme ich eine Gänsehaut, wenn ich zurückdenke, wie hasserfüllt sich Marina damals über Enis ausließ. Und das, ohne ihn eigentlich zu kennen ... „Ist sie deshalb schon verdächtig? Seinen Hass über jemanden äußern und jemanden umbringen, da liegen Welten dazwischen ...“

Sofort unterbrach die Rauhaar, bevor ich noch weitere Ausführungen machen konnte. „Sie hat Enis als Asylanten bezeichnet. Enis war für Marina jemand, der sich vom Staat Leistungen erschleicht. Und der Gipfel ist: Sie hat Unterschriften gesammelt, um Enis aus dem Haus zu mobben.“ Die Rauhaar machte eine Wirkungspause. „Da sind wir also bei meiner Verdächtigen Nummer zwei.“

Priscilla schmunzelte. Marina gefiel Priscilla offensichtlich als Verdächtige; Marina hatte schließlich ihre Lieblinge, Boris und Churchill, und damit sie selbst persönlich angegriffen.

„Marina tat gerade so, als sei sie die Steuerzahlerin, die Enis‘ Miete finanziert“, triumphierte die Rauhaar.

„So ist sie“, schmunzelte Priscilla, „sie bezieht immer alles auf sich.“

Die Rauhaar fuhr fort, als hätten wir nichts oder nur Unerhebliches gesagt: „Marina ist gegen alle hier drin aggressiv und sie ist ausländerfeindlich. Sie hackt ständig auf Jean herum, bezeichnet ihn als Nichtsnutz, der nichts verdient, und auf Ramona schimpfen sie gemeinsam. Marina hat auch mich neulich wieder gegen Ramona aufwiegeln wollen; sie meinte, dass in unserem Haus keine Prostituierte wohnen dürfte, sie sich ekle, in derselben Waschmaschine zu waschen wie Ramona – wer wisse, was die für Sexuallykrankheiten habe –, und dass Ramona womöglich auch mit Drogen handle. Und Marina wollte, dass wir es der Verwaltung stecken.“

Priscilla kicherte. „Marina verpetzt gerne Leute. Mich wollte sie schon mal beim Tierschutz anzeigen. Dabei sind ihr die Hunde scheißegal. Letztes Jahr hat Boris Marina auf der Straße angebellt, und Marina hat ihm einen so starken Tritt versetzt, dass ich zum Tierarzt musste. Da hab ich sie zum ersten Mal laut angeschrien.“

Ich konnte mich daran erinnern; Priscilla war mit dem winselnden Boris gleich zu mir gekommen und hatte geheult.

„Sie weiß, wie wichtig die Hunde für mich sind“, fuhr Priscilla aufgebracht fort. „Ich habe keine Familie. Boris und Churchill sind meine Familie. Und deshalb wollte sie mir die Hunde, das Liebste, wegnehmen. Ich glaube, sie

kann es nicht haben, dass jemand mit einer Situation zufrieden ist, und muss dreinschlagen.“

Priscilla hat als junges Mädchen beide Eltern bei einem Autounfall verloren. Sie wollte nie einen Partner. Ich habe mich schon gefragt, ob ihre Verlustängste vielleicht zu groß waren, um sich wieder zu binden. Die Hündchen, hatte ich den Eindruck, mussten unter diesen andauernden Verlustängsten auch leiden. Priscilla ließ sie draußen nie ohne Leine laufen. Sie hatte panische Angst, sie könnten unter ein Auto kommen. Die meiste Zeit verbrachten Boris und Churchill in der Wohnung. Die Tiere waren häufig krank. Vielleicht fraßen sie die Ängste ihrer Besitzerin in sich hinein.

Priscilla kam jetzt so richtig in Fahrt. „Marina hat Jean mir gegenüber schon als Parasiten bezeichnet. Ich bin sicher, sie hätte auch gern Vermögen und müsste nicht arbeiten. Sie schimpft ja ständig auf ihren Job und ihre Kollegen. Andererseits glaubt sie, dass Jean sich selber nicht wohl dabei fühlt, es eine Schwachstelle bei ihm ist, und genau solche Schwachstellen sucht sie aus und haut rein. Ich gebe offen zu, die Hunde sind meine Schwachstelle. Wenn sie mir jemand wegnimmt, geh ich drauf.“

Ich kannte Marinas Verhalten nur zu gut, schließlich war ich mit ihr kurze Zeit befreundet gewesen. Hatte aber die Freundschaft aufkündigen müssen, weil sie mich bei jeder Gelegenheit herabsetzte. Was ich tat, war dümmlich, meine Forschungsarbeit war verstiegen, selbst meine Kleidung kritisierte sie. „Was trägst du für eine billige Fahne“, sagte sie immer, wenn ich ein Kleid trug, was glücklicherweise nur selten vorkam. Marina war eindeutig ein Biest. War sie aber deshalb schon tatverdächtig?

Die Rauhaar schluckte genüsslich einen Keksrest. „Wenn Marina mich anspricht, sagt sie immer irgendwann: Wenn man so alt ist ...

Wahrscheinlich denkt sie, das juckt mich, weil ich mich trotz meines Alters schick kleide und dazu noch schminke. Da denkt sie wohl, ich will dem Alter entfliehen, es sei mein schwacher Punkt. Und manchmal guckt sie mich so scharf an, dass ich Angst kriege, Blitze kommen aus ihren Augen oder sie haut mir gleich eine runter.“ Die Rauhaar lachte auf. „Was ich euch noch nicht erzählt habe: Marina wollte auch die Mooskop anzeigen. Ihr das

Sozialamt auf den Hals hetzen. Die Mooskop verwarf sie in ihrer Wohnung, sei ein Messie, man könne sie nicht mehr alleine leben lassen, sie müsse in die Betreuung.“

Priscilla lebte auf, ihre Wangen wurden ganz rot. „Die Mooskop tut niemandem was! Das Einzige, was sie möchte, ist, in Ruhe gelassen werden und die Tauben füttern. Man kann spüren, wie ängstlich die Mooskop ist. Sie ist alt und sie hat niemanden; keine Freunde, keine Verwandten. Ich hab noch nie jemanden zu ihr kommen sehen. In so einer Situation werden viele paranoid. Die Mooskop etwa hat Angst, aus ihrer Wohnung zu müssen. Sie verlässt sie nur, wenn es absolut nötig ist, zum Einkaufen oder für einen Arztbesuch. Ihre Wohnung ist ihr Ein und Alles, ihr sicherer Rückzugsort. Sie möchte unter allen Umständen in ihren gewohnten, sicheren vier Wänden bleiben. Und gerade das hat Marina gewittert und will, dass eintritt, wovor die Mooskop am meisten Angst hat: dass sie aus ihrer Wohnung gewiesen wird, in ein Heim.“

Die Rauhaar verschluckte sich und hustete eine Weile. Dann setzte sie mit rauer Stimme an: „Eigentlich hackt Marina immer auf Schwächeren herum. Da kann sie draufhauen, und es kommt nichts zurück. So ist es einfach nur befriedigend für sie. Eine schöne Erfahrung.“

„Sie braucht es“, stimmte Priscilla ein.

Diesen Schluss hatte ich auch schon gezogen. Als wir noch befreundet gewesen waren, hatte Marina mir vom Hass auf ihre Mutter erzählt. Ihre Mutter hatte sie ständig kritisiert. Sie konnte ihr nie etwas recht machen. Marina konnte nichts, sie war nichts, sie würde es nie zu etwas bringen. Einmal war sie von ihrer Mutter so geschlagen worden, dass sie mit zwei blauen Augen ins Krankenhaus kam. Marina war damals die Schwache gewesen, sie hatte sich als Kind nicht wehren können. Niemand hatte die Mutter damals angezeigt. Der Vater hatte sich einfach rausgehalten: *Die Erziehung ist deine Sache*, hatte er immer zu seiner Frau gesagt.

Wir hatten eine Menge über Marina zusammengetragen. Ich sagte meine Meinung: „Marina mag ein aggressives Biest sein, aber Enis verprügeln, würgen und über die Brüstung stürzen ... das ist doch etwas anderes.“

Priscilla kommentierte trotzig: „Kräftig genug wäre sie aber dafür.“

„Und gibt’s Ihrer Meinung nach sonst noch Verdächtige, Frau Rauhaar?“, fragte ich fast schon spöttisch, da ich das Gefühl hatte, als hechelten wir bald alle Hausbewohner durch und jeder käme infrage.

Die Rauhaar nahm meinen spöttischen Unterton anscheinend nicht wahr und antwortete begeistert: „Hochinteressant war die Befragung der Wistlers.“

„Sie waren dabei, als die Polizei die Wistlers befragte?“ Priscilla zog die Brauen hoch.

Die Rauhaar lächelte und wurde leicht rot um die Backenknochen. Sie klang ein klein wenig stolz: „Ich stand oben im vierten Stock, und zwei Stock tiefer befragte die Polizei die Wistlers ... Ich stand so weit vom Treppengeländer entfernt, dass sie mich nicht sehen und ich alles hören konnte.“ Ich wunderte mich, dass die Rauhaar vor uns ganz offen hinzufügte: „Das ist mein Beobachtungsposten. Wenn jemand kommt, verschwinde ich in den Raum mit den Sicherungen.“

In dem Raum lagern die Putzutensilien des Hausmeisters. Wir nennen den Raum auch *die Besenkammer*.

„Frau Wistler ist sonst ja eher kurz angebunden. Beide tun immer so nonchalant ... So hab ich die Wistler noch nie gehört. Sie heulte der Polizei etwas vor. Wie schlimm der Vorfall sei, dass sie so etwas noch nie erleben musste. Unser Haus sei ein unbescholtenes Haus, hier wohnten nur ordentliche Leute. Sie hat doch glatt die Polizei gefragt, ob sie überhaupt ohne Gefahr hier wohnen bleiben konnten.“ Die Rauhaar lachte kurz auf. „Ausgerechnet die Wistler ...“

„Wieso ausgerechnet die Wistler?“

„Na, sie handelt mit Drogen! ... Er verdient ja nichts.“

Ich war baff. „Woher wollen Sie das wissen?“



„Ich beobachte es schon seit Jahren. Immer wieder kommen andere Personen zu ihnen, bleiben grade mal fünf Minuten, und gehen dann wieder.“

„Aber das muss nicht bedeuten, dass ...“

Die Rauhaar schnitt mir das Wort ab: „Erwischt hab ich die Wistler im Park. Zufällig hab ich gesehen, wie sie einem der Nordafrikaner was abgekauft hat. Ich nehme an, sie kauft dort den Stoff und verkauft ihn zu Hause teurer weiter. Vielleicht verschneidet sie ihn noch ...“

Priscilla leuchtete das sofort ein. „Irgend so was hab ich mir auch schon gedacht ...“

„Und die Wistlers könnten also auch Enis umgebracht haben, meinen Sie, Frau Rauhaar?“

„Für direkt verdächtig halte ich sie nicht. Aber sie sind nicht ohne ... Sie hat Dreck am Stecken ... Er macht einfach alles mit. Der Arme. Und muss sie bedienen, weil er kein Geld hat.“ Aus der Rauhaar sprudelte es nur so heraus. „Und wisst ihr, was ich noch beobachtet habe?“

„Aus der Besenkammer?“, musste ich bemerken.

„Genau. Ich stand am Türspalt und da hab ich doch glatt Matt Reynolds gestern Abend aus dem Aufzug kommen sehen ...“

„Aber Reynolds wohnt doch im Dritten?“

„... Da sah ich ihn also *im Vierten* aus dem Aufzug steigen, und wisst ihr was? Er stellte sich vor Enis' Tür und flennte. Seine flache Hand lag auf der Tür, als wollte er sich dort festhalten. Und dann hat er die Tür gestreichelt!“

Ich setzte mich kerzengerade auf. „Mann. Das erzählen Sie erst jetzt? Das ist ja wirklich verdächtig.“

Die Rauhaar winkte energisch ab. „Quatsch. So ein schöner Junge. Der könnte doch nie ... Nein, das wäre viel zu hässlich. Niemals.“

„Die zwei hatten vielleicht was miteinander“, rief Priscilla. „Ein Verbrechen aus Leidenschaft.“

„Reynolds ist viel zu zart, zu schön, zu höflich für so was. Für den leg ich meine Hand ins Feuer“, bekräftigte die Rauhaar eindringlich.

Wir kamen nicht weiter, daher fragte ich in die Runde: „Also jetzt ist es dann bald jeder hier drin gewesen, wer ist dann noch unschuldig?“

„Na, wir drei!“ Die Rauhaar prustete Kekskrümel über den Sofatisch. Priscilla wischte sich rasch etwas von der Backe, sodass es nicht auffiel.

„Die Feldner-Schwestern sind auch harmlos“, zählte Priscilla weiter auf.

„Und Marco Bentivoglio ...“

Die Rauhaar befeuerte auf einmal explosive Energie. „Ha! So harmlos ist der nicht. Für den war Enis ja sogar beim IS! Immer schön höflich und unterwürfig und dann seinen Hass rauslassen, sein wahres Gesicht zeigen. Ist ja anstrengend, sich immer zu verstellen, da kann man dann schon mal ausrasten.“

„Bentivoglio bitten immer alle um Gefallen und er sagt nie *Nein*“, wusste auch Priscilla.

„Und die Feldners sind auch nicht so reizend, wie sie tun“, fuhr die Rauhaar energisch fort. „Die haben dem Enis schöne Augen gemacht. Wollten ihn verführen, die Luder. Diese Araber sind schöne Männer. Da haben sie einen im Haus und wollen ihn prompt vernaschen. Sexsüchtig sind die ...“

Ich besänftigte die Rauhaar und fügte in leisem Ton an: „Schöne Augen machen ist ja noch kein Verbrechen.“

Priscilla klatschte sich auf die Schenkel. „Wisst ihr, wen wir vergessen haben?“ Sie wartete auf unsere Reaktion. Mir fiel absolut niemand ein.

„Zimmermann!“

„Der liebe Zimmermann“, seufzte die Rauhaar.

„So lieb vielleicht auch nicht“, bemerkte Priscilla, und irgendetwas knirschte zwischen ihren Zähnen. „Geschieden, und hat die Wohnung hier für sich und seine Geliebte gemietet. Äh, Frau Rauhaar, haben Sie mal die Geliebte gesehen?“

„Nicht, dass ich wüsste“, kam es wie aus der Pistole geschossen.

„Warum hat er dann die Wohnung hier im Haus gemietet?“, fragte Priscilla mehr sich selbst als uns.

„Ich kann mir vorstellen, dass der Haussegen bei ihm schon länger schief hing. Er sich beizeiten auf den Absprung vorbereitet hat. Seine Frau ist sicher eine Megäre, und die Kinder sind womöglich ein Gräuel“, erklärte die Rauhaar mit einem Schafslächeln.

„Dass er sie dann jedes Wochenende besucht ...?“, fragte sich Priscilla.

„Zumindest hat er das rumerzählt.“

„Vielleicht steht er unter Druck. Hat irgendwie doch ein schlechtes Gewissen. Also ich kann verstehen, dass man seine Familie verlässt, wenn die einen nur noch piesackt.“ Und ich konnte auch verstehen, dass so ein Schritt lange Vorbereitung braucht.

„Wir wissen zu wenig über Zimmermann“, bedauerte Priscilla.

Rauhaars Augen leuchteten auf wie Scheinwerfer. „Sonntags kommt er immer um sieben abends zurück. Das hab ich auch der Polizei gesagt. Sie werden ihn dann sicher befragen. Ich muss bald meine Stellung im Treppenhaus einnehmen.“

Priscilla blickte mit Gefallen auf die Rauhaar; sie versprach sich bestimmt frische Informationen.

„Und wenn man Sie entdeckt?“ Ich war doch etwas besorgt.

„Ich geh schon um sechs rauf und nehm ein Gläschen Wein mit.“ Die Rauhaar lächelte selig. „Und ich hab nen Schlüssel und schliesse von innen ab. Sobald ich was höre, stell ich mich mit dem Hörrohr an die Tür.“

„Hörrohr?“ Gab es so was noch?

„Trödelmarkt.“

Auch ich lächelte jetzt. Wenigstens war hier im Haus etwas los, das nicht nur tragische Züge trug, sondern auch die einer Komödie. Das Haus wurde wieder eine Spur lebendiger.

Als Priscilla und die Rauhaar fort waren, fühlte ich mich noch eine kleine Weile heimelig. Als es gegen sieben ging, stellte ich mir die Rauhaar in der Besenkammer am Wein nippend vor, und auch das beruhigte mich irgendwie. Nach acht beschlich mich aber schon wieder Ängstlichkeit. Ich machte mir Sorgen, nicht schlafen zu können. Und wenn man sich Sorgen macht, nicht schlafen zu können, dann kann man meistens auch nicht mehr schlafen. Nicht, dass ich mir Sorgen machte, dass jemand aus dem Haus Enis umgebracht hätte. Ehrlich gesagt, glaubte ich nicht an die Geschichten der Rauhaar. Die Leute im Haus erschienen mir zu harmlos, um einen Mord zu begehen. Ich konnte auch kein starkes Motiv bei ihnen ausmachen. In der Realität war es ja nicht so, dass sich Nachbarn wegen Kleinigkeiten umbrachten. *Kleine Morde unter Nachbarn* waren noch nicht der Normalfall. Die Rauhaar war eben sensationslüstern. Dass der Mörder im Haus sein könnte, gab ihr eine Lizenz, um Tag und Nacht die Einwohner zu bespitzeln. Das war wie eine neue Daseinsberechtigung. Und weil das Spionieren gefährlich sein konnte, erhöhte sich dabei ihr Adrenalinpiegel und ihr Gehirn schüttete Glückshormone aus. Sie nahm etwas an, das ihr gelegen kam, das ihr quasi Rauschzustände verschaffte. Ich machte mir also nicht wegen eines eventuellen Mörders in unserem Haus, sondern wegen etwas ganz anderem Sorgen. Bei meinen Forschungen über das Gedächtnis von Dingen und Orten hatte sich ergeben, dass Ereignisse dramatisch-tragischer Art, wie etwa ernste Erkrankungen, Unfälle, Selbstmorde oder Morde, und die dabei erlittenen starken Emotionen sogar zu Spukerscheinungen führen können. Es geht dabei nicht um Verstorbene, die sich bemerkbar machen – ob es solche überhaupt gibt, vermag ich nicht zu sagen –, sondern um besonders kräftig imprägnierte Orte, stark imprägniert durch starke Gefühle, die mit Gewalttaten verbunden sind oder mit besonders erschütternden Ereignissen. An solchen Orten sehen oder spüren relativ viele Leute, also nicht nur besonders Sensitive, die Vergangenheit des Ortes in Form einer gespenstischen Erscheinung. Und *davor* hatte ich nun Angst. Im Haus war eine Gewalttat passiert, und diese Gewalttat konnte mich, da ich sehr sensibel war, als Spukerscheinung zu Tode erschrecken. Ich musste an einige der Fälle denken, die ich gesammelt hatte, legendäre Spukfälle dieser

Art. Da gab es den Fall der Rocca di Montebello bei Rimini. Dort hat Azzurrina (Bläuchen), ein Kind mit blauen Haaren, in der Todesangst ihre Spuren hinterlassen. Azzurrina kam im vierzehnten Jahrhundert in der Burg als Albino mit vollkommen weißen Haaren zur Welt. Die Umgebung interpretierte das als teuflisch, und so färbten die Eltern ihre Haare, um sie vor dem Scheiterhaufen zu retten. Die Haare nahmen dabei die Farbe Blau an. Längere Zeit ließ man das Mädchen Azzurrina mit den blauen Haaren in Ruhe. Doch dann verschwand Azzurrina plötzlich. Schlosswachen hatten sie eben noch spielen sehen, dann hörten sie aus dem Keller einen fürchterlichen Schrei ... Seit Hunderten von Jahren hört man Azzurrina immer wieder aus dem Keller schreien. Die Literatur ist voll von Gespenstern, die an den Stätten von Mordtaten, Schlachten oder sonstigen Katastrophen umgehen. Montaperti in der Toskana (Schlacht vom 4. September 1260) und Edge Hill (Schlacht am 22. Oktober 1624) gehören zu Orten regelmäßiger Geistererscheinungen über die Jahrhunderte hinweg. Auf einem Schlachtfeld bei Rom, auf dem die Römer 452 n. Chr. gegen Attila und die Hunnen gekämpft hatten, hielten, so wurde berichtet, die Geister noch nach dem Ende der Schlacht drei Tage und Nächte weitergekämpft; von der Stadt hatten viele noch lange nach dem Ende der Schlacht den Lärm des Kampfes und der Waffen gehört.

Warum sollte mir also nicht auch der tote Enis irgendwo im Haus als Spukerscheinung begegnen? Vielleicht hatte sein Angreifer ihn bereits im Treppenhaus erwischt, ihm die Gurgel zugeedrückt, und Enis hatte versucht, in Todesangst zu schreien, aber keinen Ton herausbekommen. Und so würde im Treppenhaus der tote Enis noch als paranormaler Eindruck herumgeistern. In meiner Wohnung müsste ich vor einem solchen Spuk eigentlich sicher sein, sagte ich mir, es konnte höchstens die Stimmung des Schrecklichen durch die Wände wabern. Das beruhigte mich aber kaum. Ich hatte, seit es dunkelte, eine ganz unvernünftige, kindliche Gespensterangst. Normalerweise lasse ich die Rollläden nur im Schlafzimmer herunter. An dem Abend schloss ich aber auch den Rollladen im Wohnraum, als fürchtete ich, Enis könne aus der Dunkelheit zu mir hereingrinsen. Ich weiß nicht, warum ich ausgerechnet an grinsen dachte, wahrscheinlich weil in

Horrorfilmen Monster öfters diabolisch grinsen. In unserer Fantasie bedienen wir uns eben aus dem Repertoire, das wir kennen, und ein größerer Teil davon stammt aus dem Fernsehen.

Bis drei Uhr konnte ich in der Nacht nicht einschlafen. Um drei war es dann zu spät, um noch eine Schlaftablette zu schlucken. Ich schlief dann doch kurz ein, um aber schon gegen vier wieder aufzuwachen. Da war ein Geräusch. Ein dumpfer Schlag. Ich fuhr hoch, knipste das Licht an. Was war das nur? Es klang, als sei ein schwerer Gegenstand auf den Boden gefallen. Und es kam von irgendwoher über mir. Direkt über mir wohnten die Wistlers. Was taten die um die Zeit? Brachten die sich um? Als ich Schritte auf der Treppe hörte, brachte ich das Geräusch mit einer zuschlagenden Tür in Verbindung: Jemand hatte um vier Uhr nachts eine Wohnung in unserem Haus verlassen und eine Tür laut zugeschlagen. War das normal? Ging Enis im Treppenhaus um ...? Was passierte jetzt? Die Fragen hielten mich bis zum Morgen wach.

Um fünf schien der Tag schon so hell durch die Rollladenritzen, dass ich mir den ersten Kaffee machte. Ich zog den Laden hoch und ließ kühle Luft ein. Ich lehnte mich aus dem Fenster, um in den dunkelblauen Himmel zwischen unserer und der gegenüberliegenden Fassade zu spähen. Die Welt erwachte in einen frischen Sommertag, und die Gespenster der Nacht waren augenblicklich verflogen.

Da die Rauhaar alles wusste, fragte ich sie, wer aus dem 2. Stock über mir nachts um vier das Haus verlassen haben konnte. Die Rauhaar wusste tatsächlich sofort Bescheid; sie hatte schon mitten in der Nacht einen Schwarzafrikaner aus der Wohnung der Wistlers kommen sehen. Ihrer Ansicht nach war das ein Lieferant für größere Pakete von Ware. Im Park ein solches Paket abzunehmen, war zu gefährlich.

Was mich sonst entsetzt hätte, war für mich jetzt beruhigend. Das Kommen und Gehen in dieser Nacht hatte nichts Unerklärliches oder Schreckliches; es handelte sich um einen ganz gewöhnlichen Drogenhandel. Alles war also normal. Und tagelang blieb alles normal.

Schon in der dritten Nacht nach Enis' Tod konnte ich besser schlafen, hatte ich weniger Angst. Es ist erstaunlich, wie schnell menschliche Wesen zur Tagesordnung zurückfinden, wenn sie Zeugen einer schrecklichen Tat geworden sind, die nichts mit ihnen selbst zu tun hat. Das einzig Störende war der Traum, den ich hatte. Ich wusste aber nicht mehr, worum es darin ging. Es war nur eine üble Stimmung davon zurückgeblieben, Angst vor etwas oder jemand. Mein Kopfkissen und das Leintuch waren nass.

Mit diesem Traum schien für mich allerdings die Verarbeitung des Schreckenserlebnisses abgeschlossen. Ich schlief wieder normal. Enis rückte aus meinem Fokus. Ich arbeitete besonders fieberhaft an meinem Manuskript. Nur ab und zu fiel er mir noch ein und verursachte mir dabei lediglich leichtes Magendrücken.

Das letzte Mal, dass wir über den Fall Enis sprachen, war am Montag gewesen. Die Rauhaar wollte unbedingt am Abend mit mir und Priscilla zusammenkommen, um über die polizeiliche Befragung Zimmermanns zu berichten, die sie von der Besenkammer aus verfolgt hatte. Ich hielt nicht wahnsinnig viel von Rauhaars Theoriegespinsten, sagte mir dann aber, dass es zumindest unterhaltsam sein konnte, und dann hörten wir der Rauhaar am Abend bei Martinis auf Eis zu. Ich war ziemlich überrascht, dass Priscilla der Rauhaar in der Besenkammer Gesellschaft geleistet und eigens einen zweiten Klappstuhl dort oben untergebracht hatte. Priscilla war eine glühende Fernsehguckerin; vielleicht hatte die Bespitzelung der Nachbarn etwas dem Fernsehen Vergleichbares. Vielleicht war es sogar noch besser; der Nervenkitzel war real. Jedenfalls hatten die zwei Polizisten Zimmermann gefragt, wo er von Freitag auf Samstag gewesen war. Und Zimmermann hatte erwartungsgemäß seine Frau und seine zwei Söhne angeführt.

„Haben Sie Herrn Al Agha näher gekannt?“

„Nein, leider nicht. Er schien ein netter junger Mann zu sein. Ich habe ihn mehrmals mit den andern Bewohnern zusammen zum Aperitif eingeladen. Er kam aber nie. Er hat sich dafür aber immer entschuldigt ... Herr Al Agha

war eine sehr höfliche, ruhige, zurückhaltende Person, fast scheu ...“ Und dann hatte Zimmermann doch glatt gesagt: „Er muss die Feindseligkeit einiger Bewohner gespürt haben und wollte vielleicht auch deshalb nicht zum Aperitif kommen. Ich glaube, er hatte Angst, angepöbelt zu werden.“ Und Zimmermann berichtete dann haargenau, wie Marina Dunst, Marco Bentivoglio und Jean Colomb zuletzt über Enis gelästert hatten. Die Polizisten wollten, dass er darüber mehr Ausführungen machte. Und Zimmermann berichtete, dass sie in dem Zusammenhang auf die bedrohliche Migration zu sprechen kamen, die Nordafrikaner, Syrer, Türken, Afghanen und so weiter, die unter dem Vorwand von Asyl unsere Sozialsysteme ausbeuteten. So leise, dass die Rauhaar und Priscilla es fast nicht mehr verstehen konnten, fügte er hinzu, dass heute mindestens vierzig Prozent der Bevölkerung so dachten wie einige hier im Haus, er selbst, Zimmermann, eine solche Haltung aber nicht teile. Diese Leute seien teils aus Kriegsgebieten geflohen, um sich und ihre Familien zu retten, Wirtschaftsflüchtlinge seien womöglich in der Minderzahl. Wieder lauter sagte Zimmermann dann, er könnte weinen, wenn er an diesen begabten jungen Mann denke, dessen Leben in der Blüte abgeschnitten worden sei, und das womöglich aus einem ganz niedrigen Beweggrund, aus Rassismus. „Ausländerfeindlichkeit“, verbesserte einer der Polizisten.

„Nennen Sie es, wie Sie wollen, wir meinen hier wohl dasselbe“, verteidigte sich Zimmermann. „Herr El Agha sah exotisch aus mit seinen blauschwarzen Haaren. Er hatte einen, wenn auch hellen, so doch fast ... olivfarbenen Teint. Natürlich war er nicht schwarz ... Aber er wirkte jedenfalls nicht wie ein Nordeuropäer.“

Die Polizisten schwiegen.

Zimmermann fuhr fort: „Rassismus oder nicht, es geht doch immer um dasselbe. Da kommen Leute in unser Land, die von manchen nicht nur als fremd, sondern auch als minderwertig betrachtet werden. Sie sind schlechter ausgebildet, sie sind krimineller, sie sind in ihrer Entwicklung zurück, sie haben reaktionäre Wertvorstellungen, folgen einer überholten Religion und sind Frauenverächter.“



Die Polizisten nickten eifrig. Bis Zimmermanns Diskurs eine Wende nahm. „In Wahrheit möchten aber die im Land Alteingesessenen nicht den Kuchen mit neu Hinzukommenden teilen. Wenn die Neuen die Sozialsysteme belasten, gibt es für alle weniger Sozialleistungen. Wenn die Neuen auf den Arbeitsmarkt drängen, wird es für alle schwieriger, eine Stelle zu finden. Es wird weniger verteilt und es gibt mehr Konkurrenz. Man hat Angst, die Fremden grasen auf den eigenen Weiden.“

Viel mehr hatten die Rauhaar und Priscilla nicht hören können, da die Polizisten Zimmermann baten, sie auf die Dachterrasse zu begleiten.

„Zimmermann hat Glück gehabt, dass er nicht da war“, bemerkte die Rauhaar. „Wäre er zur Tatzeit auf seiner Terrasse gewesen, hätt's ihn womöglich noch mit erwischt. Welcher Täter mag schon nen Zeugen, wenn er grade nen Mord begeht?“ Zwischen Zimmermanns großer Dachterrasse und Enis' kleinem Terrassenabschnitt gab es nur eine Abgrenzung in Form von Pflanzkübeln. Dann summierte sie: „Bis jetzt sind zwei möglich Motive aufgetaucht, das wichtigere, dem auch ich anhängen, Ausländerfeindlichkeit, das unwahrscheinlichere: eine Beziehungstat. Ich weiß nicht, was die Polizei über Enis' Leben außerhalb dieses Hauses so rausbekommen hat ... Ich jedenfalls bin immer noch der Meinung, es war jemand aus unserem Haus.“

Priscilla nickte unsicher. Ich sagte nichts dazu. Auch wenn ich zugeben musste, dass zumindest Ausländerfeindlichkeit ein heißes Thema sein konnte. Würde sich das bestätigen, dann würden wir von Journalisten belagert. Ein solcher Mord wäre schließlich ein Politikum. Abscheuliche Aussichten. Ich wollte das gleich wieder vergessen.

„Und Sie halten nach wie vor Marina, Jean und Marco für verdächtig?“, fragte Priscilla die Rauhaar, um die Unterhaltung neu zu entfachen.

Mit schwellender Brust antwortete die Rauhaar: „Leonardo Zimmermann hat denselben Verdacht wie ich! Das will was heißen.“ Sie sprach dabei *Leonardo* so aus, als könne die Schönheit des Namens dem eher vierschrötigen Zimmermann Schönheit verleihen. Sie rutschte auf ihrem Sitz hin und her. „Und ich muss noch einen Verdächtigen hinzufügen.“ Sie wirkte jetzt, als hätte sie Verstopfung. Es wollte nicht raus. Nach langem Zögern gab sie es schließlich preis. „Wistler.“

Priscilla machte große Augen. „Aber gestern sagten Sie doch noch, die Wistlers seien nicht direkt verdächtig ... Also Herr Wistler ist immer höflich ... Jedenfalls zu mir.“

Er war zu allen höflich.

„Ich habe lange nachgedacht“, die Rauhaar rieb sich die Nase, „und auf einmal erinnerte ich mich an eine Unterhaltung, die wir letztes Jahr vor dem Haus hatten. Ich glaube, Herr Wistler half mir, den Müll in die Tonne zu werfen. Da gingen auf dem Gehweg gegenüber zwei Schwarze vorbei und Wistler sagte: ‚Ich mag diese Leute nicht‘, und hielt mir einen Vortrag über Schwarze, die seiner Ansicht nach durchweg krimineller und fauler als Weiße sind.“

Priscilla lachte auf. „Die Wistlers dealen doch mit den Schwarzen.“

Und ich fügte hinzu: „Ha, *fauler als Weiße*: Mit der Hausarbeit in der Wistler’schen Zweizimmerwohnung dürfte Wistler auch nicht gerade überfordert sein.“

„Ich hab das Gefühl, er tut sonst nichts“, bekräftigte Priscilla.

„Wenn man bedenkt, dass er vor Jahren mal selbständig war ...“, seufzte die Rauhaar, als tue es ihr auf einmal leid, dass sie Herrn Wistler in den Kreis der Verdächtigen aufgenommen hatte.

Ich argwöhnte stark, Wistler hatte noch nie etwas getan. Manche Leute machen sich selbständig, damit kein Chef ihnen Arbeit auflädt. Sie fangen etwas an, der Anfang ist meist schnell gemacht, aber bald geht es an die Einzelheiten, kommt die Schuferei, der Teufel steckt im Detail, und dann

steigen sie aus und fangen das nächste Projekt an, weil der Anfang immer einfach ist. Die erste Idee kommt geflogen, die ersten Kontakte sind leicht geknüpft, man zeigt anfangs einen Elan, der vertrauenerweckend ist, aber zu nichts, nie zu etwas, führen wird.

„Und was ist eigentlich mit der Mooskop?“, fragte Priscilla ins Blaue hinein.

„Die Mooskop?“ Frau Rauhaar wirkte irritiert. „Die doch nicht... Die arme alte Frau hat niemandem je etwas zuleide getan. Sie kann sich außerdem vor Arthritis kaum noch bewegen.“

„Ich meine doch nicht, dass sie verdächtig ist, nur dass ich sie seit Freitag nicht mehr zu Gesicht bekommen habe.“

Die Rauhaar winkte ab. „Ach, die arme Frau Mooskop. Die sehe ich nur alle paar Tage. Die bleibt in ihrer Wohnung. Ihr wisst doch, sie hat Angst, die Wohnung zu verlassen, und tut es nur, wenn sie unbedingt muss, um Besorgungen zu machen.“

Ich sah die Mooskop ebenfalls nur selten. Meistens roch ich sie lediglich. Wenn sie ausging, hing im Aufzug ein Geruch von Kampfer oder Naphthalin. Seit Zimmermann die Partys veranstaltete und auch die Mooskop einlud, lebte sie sichtbar auf. Sie kam parfümiert und geschminkt, und ihre Kleidung sah frisch gebügelt aus, war ohne jeden Fleck. Alte Menschen vernachlässigen sich oft. Und auch, weil sie fast immer schlecht sehen, laufen alle früher oder später mit schmutziger Kleidung herum. Die Mooskop lächelte bei Zimmermann, sie trank mit Lust ein Gläschen, sie sprach meistens mit der Rauhaar zwei, drei Sätze, fragte mich freundlich, wie es mir ging. Sie kam richtig aus sich heraus. Nur wenn ich sie draußen traf, auf dem Weg zum Supermarkt, tippelte sie so hastig und mit besorgter, stur nach vorne gerichteter Miene daher, als fürchte sie, jederzeit auf der Straße angegriffen zu werden. Man durfte sie dann nicht grüßen; sie eilte, wenn sie einen hörte, so schnell weiter, dass man Angst bekam, sie könne stürzen. Dabei hielt sie die Einkaufstasche, in der ihr Portemonnaie sein musste, eng an die Brust gepresst.

„Sollen wir nach der Mooskop sehen?“, fragte ich die andern.

„Ich glaube, die kriegt nur Angst, wenn wir bei ihr läuten“, meinte Priscilla.

Die Rauhaar beruhigte uns: „Sie wird herauskommen. Spätestens, wenn das Taubenfutter zu Ende geht. Ich werde bei meinen nächsten Kontrollgängen auf sie achten.“

*Kontrollgängen:* Ich hustete, um nicht in Lachen auszubrechen. Ich wollte nicht unhöflich sein.

Warum hatte mich die Rauhaar am Sonntagabend eigentlich nicht auch in die Besenkammer eingeladen, fragte ich mich noch? Auch wenn ich natürlich abgesagt hätte, kam ich mir doch irgendwie ausgeschlossen vor. Vielleicht lag es daran, dass nur zwei Sitze reinpassten ... Oder sie ahnte, dass ich sie weniger ernst nahm als Priscilla, und wollte keinen Korb riskieren.

## *Kapitel II*

Langsam normalisierte sich das Leben im Haus wieder. Enis geriet jeden Tag ein wenig mehr in Vergessenheit. Schließlich hatte ihn niemand von uns näher gekannt. Bald ging alles wieder seinen alltäglichen Lauf.

Etwa zwei Wochen nach Enis' Tod sah ich im Haus ein älteres Paar und eine junge Frau seine Wohnung auflösen. Die Polizei hatte die Wohnung freigegeben. Es mussten Enis' Eltern sein. Und vielleicht seine Schwester oder seine Verlobte. Ich sah sie nur von Weitem, ich vermied sie. Sie hier im Haus zu wissen, gab mir einen Stich. Sie wirkten auf mich wie Schlafwandler, wie Gespenster, die in einer Welt agierten, die sie nicht als real begriffen. Ich wollte ihrem Schmerz nicht zu nahe kommen. Ein paar Koffer und Kisten wurden hinunterbefördert. Enis hatte die Wohnung möbliert übernommen, und so brauchte es nur wenige Stunden, bis alles wieder so war wie vor Enis' Einzug.

Ich vertiefte mich im Folgenden so in meine Arbeit, dass ich mich nicht einmal fragte, ob die Polizeiermittlungen zu einem Resultat geführt hatten. Die Polizei war auch nicht mehr ins Haus gekommen. Ich sagte mir, das konnte nur bedeuten, was ich ohnehin vermutet hatte, dass es niemand von uns gewesen war. Ich traf sogar wieder Frau Mooskop auf der Straße. Sie huschte zum Supermarkt. Ich gab acht, sie nicht zu grüßen, damit sie nicht schneller lief und stolperte. Auch die Mooskop war also wieder zur Tagesordnung übergegangen, besorgte Futter für die Tauben und Lebensmittel für sich selbst.

Der Sommer wurde jeden Tag wärmer. Ich genoss es, bei offenem Fenster zu arbeiten. Und mit den durchsonnten Tagen verflogen allmählich die Schatten. Manche im Haus grüßten freundlicher, wenn man ihnen begegnete, insbesondere Frau Wistler war besser aufgelegt denn je. Wahrscheinlich war sie erleichtert, dass die Polizei nicht mehr im Haus herumschnüffelte.

Andere hatte der Vorfall, wie ich in der Waschküche erneut mitbekam, völlig kaltgelassen. Ich war beim Waschen, und in der Waschküche nebenan wusch Marco Bentivoglio. Wie so oft schon, hörte ich Marina hereinkommen und Marco bitten, bei ihm zwischendurch waschen zu können. Er sagte wie immer *Ja*. Und dann hörte ich nebenan wieder eine Unterhaltung, die ich am liebsten nicht gehört hätte.

„Wäscht wenigstens einer weniger“, blaffte Marina.

„Der Spinner hat viel zu viel gewaschen.“

„Hat sich wohl dreckig gefühlt.“ Marinas Stimme hatte einen bedrohlichen Unterton. „Ich hoffe nur, sie vermieten die Wohnung nicht gleich wieder. Wir haben einfach zu viele Leute hier drin.“

„Hoffentlich kommt nicht noch mal so eine üble Nummer ins Haus. Eine Prostituierte haben wir schon ...“, Marco konnte damit nur Ramona meinen, „... dann kam ein Asylant dazu. Und so wäre das weitergegangen. Wenn erst

einmal mehrere der Art im Haus sind, zieht das noch weitere dunkle Elemente an. Das Haus verslumpt.“ Eine kleine Pause entstand.

„Ha, jetzt ist er tot. Hätte eben nicht hier einziehen sollen“, bemerkte Marina schnippisch.

„So geht’s“, bekräftigte Marco.

„Sein Tod geht mir so was von am Arsch vorbei“, sagte Marina wieder.

„Der Einzige, der was für Enis übrig hatte, war Zimmermann.“

Pause. Ich stellte mir Marina überrascht vor.

„Zimmermann soll vor der Polizei sogar geplärrt haben.“ Marco öffte ihn nach: „Enis war ein so begabter, schöner junger Mann ...“

„Zimmermann ist doch krank!“ Marina klang aufgebracht. „Muss sich überall lieb Kind machen. Auch bei uns hat er sich eingeschleimt mit seinen Apéros. Mich kann er nächstes Mal von hinten filmen. Ich geh da nicht mehr hin.“

Wie letztes Mal wartete ich in meiner Waschküche hinter halb geschlossener Tür, bis beide den Aufzug nach oben nahmen.

Die Unterhaltung lag mir einen Nachmittag lang im Magen. Dann verschwand das üble Gefühl auch schon wieder. Langsam gewann ich meine alte Sicherheit zurück. Und auch im Haus war nun wieder alles wie früher. Niemand war mehr besonders freundlich und erleichtert. Und über Enis hörte ich kein Wort mehr. Weil die Sache langsam allen *am Arsch vorbeiging*, musste ich plastisch denken. Das war nicht schön, aber schuld daran waren nicht nur wir, sondern auch unser Überlebensinstinkt. Der machte uns unempfindlich, damit das Leben weitergehen konnte.

Und dann, aus heiterem Himmel, an einem strahlenden Morgen, der einen heißen Tag versprach, stand wieder die Polizei vor meiner Tür. Was war los? Ging es um Enis? Hatten sie mehr herausgefunden? Führte die Spur doch in unser Haus? Ich fühlte, wie ich weiß wurde, und bekam irrwitzigerweise

Angst, sie könnten meine Blässe als verdächtig deuten. Ich fühlte mich irgendwie schuldig, ertappt. Als sie mich fragten, wann ich Herrn Bentivoglio das letzte Mal gesehen hätte, begriff ich gar nichts mehr, und glotzte die Beamten nur verwirrt an.

Die Beamten erklärten: „Herr Bentivoglio ist von seinen Eltern als vermisst gemeldet worden.“

Ich konnte nur wiederholen: „Vermisst?“

„Er wird seit drei Tagen vermisst.“

Bentivoglio vermisst ...

„Normalerweise ruft Herr Bentivoglio jeden Abend seine Mutter an. Seit drei Tagen hat er sich nicht mehr bei ihr gemeldet. Frau Bentivoglio sagte, so etwas sei noch nie passiert.“

Die Beamten guckten mich scharf an. Ich musste etwas antworten, versuchte, meine Gedanken zu sortieren. Das letzte Mal hatte ich ihn in der Waschküche gehört, wie er sich mit Marina über Enis unterhalten hatte. Das war mehr als eine Woche her gewesen. Ich erzählte es den Beamten. Wie zur Entschuldigung wiederholte ich ihnen, dass man im Haus sehr anonym lebe. Sich nicht täglich über den Weg laufe. Und dann brachte ich es noch fertig, die Beamten zu fragen, ob sie glaubten, dass Bentivoglio etwa passiert sei.

„Wir wissen noch gar nichts. Wir suchen nach ihm“, war die Antwort. Und dann händigten sie mir wieder die obligatorische Karte mit ihren Kontaktdaten aus.

Die Polizisten trafen am dem Morgen nur die Mooskop und die Wistlers an. Ich blieb im Treppenhaus stehen und beobachtete unverhohlen, wie sie von Tür zu Tür gingen. Es war weniger Neugier, ich wollte vor allem nicht alleine in meiner Wohnung bleiben.

Frau Wistler schrie im Stock über mir in einer hohen Stimmlage, die ich noch nie bei ihr bemerkt hatte: „Was?“

Als die Beamten die Wistler fragten, ob sie verdächtige Geräusche in der Wohnung nebenan gehört hätte – die Wistlers wohnten neben Bentivoglio –, reagierte sie empört. „Die Wohnungen sind hervorragend isoliert. Da müsste ich ja an der Wand gehorcht haben!“ Und gesehen hatte sie ihn auch nicht in den letzten Tagen.

Sie schien sich persönlich angegriffen zu fühlen, als man sie fragte, wer bei Bentivoglio ein- und ausging: „Ich bespitzele doch meine Nachbarn nicht. Fragen Sie lieber Frau Rauhaar, die ist die einzige indiskrete Person im Haus.“

Die Beamten wollten noch wissen, was die Wistler damit meinte. Und als sie Herrn Wistler befragen wollten, antwortete Frau Wistler, er sei bei der Arbeit. Ich fragte mich, bei was für einer Arbeit Herr Wistler sein konnte, beobachtete dann aber gleich wieder die Beamten, wie sie die Stockwerke darüber erfolglos abklapperten.

Bei der Mooskop im dritten Stock klingelten sie zuerst und klopfen dann laut an die Tür. Wahrscheinlich hatten sie von innen ein Geräusch gehört. Einer der Beamten rief laut, die Polizei sei da und wolle sie befragen. Die Mooskop öffnete nicht. Ich konnte mir vorstellen, wie sie mit aufgespernten Augen und offenem Mund, gelähmt vor Angst, hinter der Tür stand. Erst als die Beamten umständlich klar gemacht hatten, dass sie in freundlicher Absicht kamen, ging die Tür einen Spalt auf.

Alles an der Mooskop flatterte, sie musste die Fenster offen haben und stand nun im Zug. Sie wirkte wie ein zerzauster Vogel, der zu schwach war, um vor einem Raubtier davonzufliegen. Die Befragung war kurz. Den Polizisten muss klar geworden sein, dass Frau Mooskop nicht viel zur Aufklärung beitragen konnte. Als sie ihre Tür wieder schloss, hörte ich, wie sie den Schlüssel zweimal umdrehte.

Gerade als die Beamten die Treppen herunterkamen, ging im Erdgeschoss die Eingangstür auf und herein kam die Rauhaar mit zwei dicken Einkaufstüten. Sie lief den Beamten direkt in die Arme. „Frau ...?“



Ich spähte hinunter. Die Rauhaar blickte auf die Uniformen und antwortete wie aus der Pistole geschossen: „Rauhaar.“ Dass sie nicht in Habachtstellung ging, wunderte mich.

„Haben Sie das Schwein gefasst?“, ging sie dann die Beamten unerwartet impulsiv an.

Wie ich, als ich den Namen Bentivoglios gehört hatte, schien auch die Rauhaar die Welt nicht mehr zu verstehen. Insbesondere verstand sie wohl nicht, dass es im Haus einen weiteren verdächtigen Vorfall gab, einen ganz neuen, der nicht in ihr Schema passte. Und zur Freude der Beamten sagte die Rauhaar: „Ich kann Ihnen viel erzählen über Bentivoglio und über das ganze Haus.“

Die Beamten bestellten sie aufs Kommissariat, weil sie es nicht im Haus tun wollte. Ich fand es seltsam, dass die Rauhaar lieber aufs Kommissariat ging, als sich in ihrer Wohnung befragen zu lassen. Jeder hätte doch seine eigene Wohnung vorgezogen. Aber vielleicht fand sie das aufregender. Es war eine andere Bühne, eine größere. Und dass die Rauhaar es tatsächlich wie eine Art Theaterauftritt betrachtete, zeigte mir, dass sie sich unbedingt umziehen und schminken wollte, bevor sie die Beamten begleitete.

Der Tag verging schleppend. An Arbeit war nicht mehr zu denken. Ständig ging mir durch den Kopf, was wäre, wenn auch Bentivoglio tot aufgefunden würde, ermordet. Zwei Tote aus dem selben Haus: In einem Krimi würde sich jeder fragen, wer das nächste Opfer hier drinnen wäre. Mich beschäftigte auch, was die Rauhaar wohl der Polizei erzählen würde.

Sobald Priscilla erreichbar und die Rauhaar wieder zurück war, lud ich die beiden zum Abendessen ein. Ich machte Spaghetti Bolognese und hatte einen Amarone besorgt. Ich fand keine Ruhe mehr. Ich musste wissen, was hier vor sich ging, und am ehesten schien die Rauhaar über die Lage informiert zu sein. Ich fühlte mich auch sicherer in der Gruppe, und ich überlegte schon, ob ich noch jemanden aus dem Haus dazu einladen sollte.

Mahnte mich dann aber zur Vorsicht. Die Rauhaar vermittelte uns privilegiertes Wissen. Solange die Situation im Haus nicht klar war, war es besser, dieses Wissen würde nicht nach außen dringen. Womöglich konnte man im Haus niemandem mehr trauen.

Die Soße köchelte auf dem Herd und der Duft zog durch die ganze Wohnung, als Priscilla und die Rauhaar gleichzeitig vor meiner Tür standen.

„Frau Rauhaar, Sie sind aber elegant“, machte ich ihr ein Kompliment. Sie hatte ein graues Kostüm mit einer gelben Seidenbluse an und trug schwarze Lacksandalen mit Absatz.

„Hab ich nach einem Versace-Modell genäht“, sagte sie stolz.

So elegant war sie also auf dem Kommissariat gewesen. Und geschminkt war sie ebenfalls noch auffällig, hellrosa Rouge und Gloss auf den Lippen. Nur die Fingernägel hatte sie sich nicht mehr frisch lackieren können. Der alte Lack war stellenweise brüchig und abgeblättert, das Umbrarot passte auch nicht so recht zur ihrer Aufmachung. Ich bat die beiden, sich gleich zu Tisch zu setzen, und trug das Essen auf. Es hatte etwas Feierliches, wie die Rauhaar zum Tisch schritt.

Die Hauswand gegenüber reflektierte rötliches Abendlicht. Durch die offenen Fenster drang laue Luft. Es roch nach Blüten und Teer. Mir ging durch den Kopf: Der Abend tat so, als sei er ein ganz normaler Sommerabend.

Ich rieb Parmesan über die dampfenden Spaghetti auf den Tellern. Alle aßen. Weder Priscilla noch ich sprachen ein Wort. Wir warteten, was die Rauhaar erzählen würde. Anscheinend folgte Priscilla derselben Strategie: Die Leute erzählen einem mehr, wenn man ihnen keine Fragen stellt.

Für die Rauhaar war klar: Jetzt, da es bei uns wohl einen zweiten Mord gegeben hatte, sah sie sich in ihrer Theorie bestärkt, der Mörder wohne im Haus.

„Aber wir wissen doch noch gar nicht, was los ist“, widersprach Priscilla.

„Vielleicht taucht Bentivoglio wieder auf?“, war meine Hoffnung.

Die Rauhaar schüttelte theatralisch den Kopf und seufzte: „Als zerstückelte Leiche.“ Und dann erzählte sie uns, was sie wahrscheinlich auch der Polizei erzählt hatte. „Ich hätte im Leben nie gedacht, dass es Bentivoglio trifft. Er war immer freundlich zu allen. Half jedem, der ihn danach fragte.“ Priscilla nickte. „Manche haben das weidlich ausgenutzt.“ Ich konnte sehen, wie Priscilla rot wurde. „Am schlimmsten war aber Marina.“ Priscilla nickte besonders eifrig. „Als Bentivoglio bei mir das letzte Mal zum Abendessen war, hat er mir sein Herz ausgeschüttet.“ Ich war überrascht. Ich wusste nicht, dass die Rauhaar Bentivoglio einlud. Was wollte Bentivoglio dort? Oder besser, was wollte die Rauhaar von ihm? Vielleicht musste er einiges in ihrem Haushalt reparieren und dafür bekam er ein Abendessen ...? Auch Priscilla guckte irritiert drein. Wir verkniffen uns jegliche Bemerkung, um die Rauhaar nicht im Redefluss zu stoppen. „Marina hat Bentivoglio tagtäglich belästigt. Entweder hatte sie ein PC-Problem oder sie wollte seinen Drucker benutzen oder sie bat ihn, den Hund ihres gehbehinderten Vaters auszuführen, weil sie keine Zeit hatte. Bentivoglio hatte anscheinend immer Zeit, hatte Zeit zu haben ... Und nach und nach wurden es immer mehr Gefallen. Bentivoglio dachte anfangs, wenn er ihr einen Gefallen tut, würde sie ihn in Zukunft in Ruhe lassen. Sie verlangte aber immer mehr, je mehr er für sie tat. Ich hab ihn gefragt, warum er nicht endlich *Nein* sagte. Wenn man so viel für einen andern getan hat und nichts zurückbekommt, dann darf man doch guten Gewissens auch mal *Nein* sagen. Stellt euch vor, er hat sich nicht getraut, weil er sich durch Marinas aggressive Art bedroht fühlte. Und jetzt hört zu: Er sagte wortwörtlich, er habe die latente Drohung gespürt, er habe gefürchtet, dass Marina ausrastet, wenn er nicht alle ihre Wünsche erfüllt. Er hielt es sogar für möglich, dass sie ihn schlägt. Zuletzt hat er auch noch ihre Steuererklärung gemacht und ihren ganzen Behördenkram erledigt. Er war praktisch ihr Assistent geworden, ihr Sekretär. Unbezahlt!“

Bentivoglio tat mir nun leid. Es rückte für mich einen Moment in den Hintergrund, wie herabsetzend er sich über Enis bei Zimmermanns letzter Apéro-Party geäußert hatte.

Priscilla fuchtelte mit der Gabel in der Luft herum. „Und wenn Bentivoglio einfach davon ist, weil er sich nicht anders zu helfen wusste?“

„Dann hätte er sich doch wenigstens bei seiner Mutter gemeldet“, meinte ich.

„Die hat von ihm vielleicht auch immer nur was gewollt. Du weißt ja, wie manche Eltern sind. Die verlangen ständig was. Sie verlangen von dir, was sie selbst niemals geleistet hätten. Da gibt es Scheißkerle.“ Es war neu, dass nun auch Priscilla zu deftigen Schimpfwörtern griff.

„Dann glauben Sie, Marina hat Bentivoglio etwas getan?“, fragte ich die Rauhaar, obwohl ich es wieder mal für abwegig hielt.

„Marina hatte ich ja schon bei Enis in Verdacht“, bestätigte sie.

Priscilla legte ihre Gabel beiseite, und die Rauhaar konnte sich endlich ihren Spaghetti widmen. „Wieso soll Marina Bentivoglio etwas getan haben? Sie brauchte ihn doch. Bentivoglio ist für Marina sicher auch kein verhasster Ausländer. Die Bentivoglios sind schon seit drei Generationen im Land. Ich seh da kein Motiv.“ Priscilla wurde auf einmal blass und fügte leise hinzu: „Eher noch hat sich Bentivoglio umgebracht.“

Die Rauhaar sog ziepend Spaghettifäden ein, sodass sich Soße rot in ihren Mundwinkeln staute, und guckte Priscilla nur an.

„Es kann fürchterlich deprimierend sein, wenn alle dich nur ausnutzen und du es einfach nicht fertigbringst, *Nein* zu sagen. Es ist demütigend. Du fühlst dich wie der letzte Dreck. Bist vor dir selbst nichts mehr wert. Und dann willst du dich auf einmal selbst vernichten. Ich hab da mal im Internet über so einen Fall etwas gelesen ...“

Die Rauhaar wischte sich den Mund mit der Serviette und trank einen weiteren Schluck Wein. „Sich umbringen, weil man nicht *Nein* sagen kann? Für so einen Schritt braucht es ein bisschen mehr.“ Sie räusperte sich und hob dann die Stimme: „Fakt bleibt, es gibt zwei Tote im Haus.“

„Moment“, musste ich nun doch unterbrechen. „Lassen wir die Kirche im Dorf: Bentivoglio ist noch nicht tot, er gilt nur als vermisst!“

„Bis jetzt ...“, sagte die Rauhaar mit düsterer Stimme. Dann sah sie jeden von uns eindringlich über den Tisch hinweg an. Als wäre sie im Besitz eines ungeheuerlichen Geheimnisses. „Seien wir mal ehrlich. Niemand von uns glaubt doch ernsthaft, dass Bentivoglio jemals wieder lebend auftaucht.“

Priscilla blickte auf ihren leergegessenen Teller. Instinktiv senkte ich ebenfalls den Blick.

„Na seht ihr.“ Die Rauhaar sprach wie die Zuversicht in Person. „Zwei Tote aus demselben Haus, da liegt *ein* Mörder und ein Zusammenhang nahe. Nur beim Zusammenhang bin ich noch unsicher. Was verbindet die beiden Morde?“

Wir schwiegen, während ich die Teller abräumte und den Fruchtsalat aus dem Kühlschrank zog. Nach dem Fruchtsalat gab es noch einen Limoncello mit Zitronenkeksen. Und Espresso mit Eispralinen.

Wir spielten die Ermordung Bentivoglios durch. Ließen nochmals alle Bewohner im Haus Revue passieren. Und jede zählte landläufige Mordmotive auf, die sie aus Romanen oder aus dem Fernsehen kannte. Mord aus Habgier, aus Eifersucht, aus Rache, aus Hass, um jemanden, der zu viel weiß, zum Schweigen zu bringen und so weiter. Bei Bentivoglio wollte kein Motiv so recht passen. Und kein Bewohner hatte nach unserem Wissen dieselbe Beziehung zu Enis wie zu Bentivoglio. Viele konnten Enis nicht ausstehen, aber alle mochten Bentivoglio. Oder sahen in ihm zumindest kein Ärgernis, keinen Störenfried. Er war so überangepasst, dass er jedem bis zur Selbstaufopferung zu Diensten war.

Wir waren am Ende unseres Lateins, und der Alkohol hatte uns schläfrig gemacht. Ich war erleichtert, als die Rauhaar aufbrechen wollte und sich Priscilla anschloss. Bevor ich die Wohnungstür öffnete, fragte ich die beiden noch, ob sie etwas von der Befragung der andern mitbekommen hätten. Die Rauhaar erklärte, dass sie die Polizei nicht mehr im Haus gesehen hatte, sie aber morgen früh mit ihnen rechne und zu dem Zweck ihre Wohnungstür aufstehen lassen würde, um so viel wie möglich zu erfahren.

Trotz meiner Müdigkeit ging ich nochmals ums Haus, um frische Luft zu schnappen. Ich wollte einen klaren Kopf bekommen, um noch nachdenken zu können. Ich musste ein bisschen Ordnung in dem Wirrwarr schaffen, um mich selbst zu beruhigen. Es war immer noch mild, quasi eine Tropennacht. Überall waren noch Leute unterwegs. Führten Hunde aus, genossen die Sommernacht. Als ich um die Ecke des Café Bümpilz bog, kam mir Marina entgegen. Wir wären fast ineinandergeprallt. Ich erschrak zu Tode. Obwohl ich sie weder als Ungeheuer einschätzte, noch hinter ihr eine Mörderin vermutete. Als ich die Nässe unter ihren Augen im Neonlicht der Straßenlaterne glänzen sah, ließ meine Angst rasch nach: Sie hatte geweint. Eigentlich sprachen wir nicht mehr miteinander und grüßten uns auch nicht mehr, aber an dem Abend sagte sie den Satz: „Ich glaube, Bentivoglio ist was ganz Schlimmes passiert“, und sie erschien mir ehrlich besorgt.

„Krokodilstränen“, schallte die Rauhaar, als ich ihr noch rasch die Begegnung am Telefon berichtete. *Krokodilstränen.*

Müßig zu erzählen, dass ich in der Nacht wieder kein Auge zubekam. Bentivoglio ging mir im Kopf herum. Marinas trauriger Zustand hatte mich beeindruckt. Bentivoglios Verschwinden ging ihr sehr nahe. Wusste sie etwas? Oder war sie einfach unglücklich, dass jetzt niemand mehr alles für sie erledigte, von der Steuererklärung bis zur Lösung ihrer Computerprobleme? Mir war bewusst, dass ich böse über sie dachte; es gehen einem einfach alle Möglichkeiten durch den Kopf. Wir denken die bösen Möglichkeiten meistens nur und sagen sie einander fast nie. Fast alle sind in Gedanken böse Zungen und schadenfroh, fürchte ich.

Ich konnte einfach nicht einschlafen. Der Mond schien ungünstig herein. Das weiße Licht konnte einen verrückt machen. Mein Rollladen schirmt es nicht völlig ab, und ich nehme es durch die geschlossenen Augenlider wahr. Meine Augenlider sind leider sehr dünn. Und eine Schlafmaske stört mich.

Um zwei Uhr stand ich nochmals auf und schluckte eine halbe Schlaftablette. Als ich im Bett erneut das Licht ausknipste und in die Dunkelheit starrte, in Erwartung, dass ich so müde wurde, dass mir alles egal war, nahm ich etwas Schwarzes wahr. Eine Art Schatten. Der Schatten

war noch dunkler als der Rest des Zimmers. Es war ein Sekundeneindruck und ganz sicher war ich mir nicht, dass ich tatsächlich einen sich bewegenden Schatten bemerkt hatte. Ich war übermüdet und nervös. Manchmal sah ich, wenn ich müde war, auch schwarze Punkte vor den Augen, sogenannte Mouches, die existierten auch nicht außen. Ich konnte mich dennoch nicht beruhigen, war wieder hellwach. Es war kindisch. Ich glaubte, wie gesagt, an Spuk, aber weniger an Geister. Der Spuk, den ich erforschte, ging auf eine starke *Imprägnierung* eines Ortes zurück. Wir nehmen hier bloß ein Stück Vergangenheit wahr, aber so deutlich, als lief die Szene gerade vor uns ab. Sie ist aber nicht real. Was wir wahrnehmen, ist lediglich, was im Gedächtnis des Ortes gespeichert ist. Bei der Imprägnierung wiederholt sich typischerweise immer wieder dieselbe Szene identisch. Zum Beispiel sieht jemand in einem Haus immer wieder eine frühere verstorbene Einwohnerin in einem Lehnstuhl sitzen, immer wieder in genau derselben Pose, als sähe er oder sie immer wieder denselben Filmausschnitt. Die älteste und bekannteste Theorie über Geister sieht in ihnen hingegen die Seelen Verstorbener, die aus dem einen oder andern Grund noch unter den Lebenden weilen. Geister sind also quasi etwas Lebendiges. Sie können sogar auf uns einwirken. Solche Geister sind nicht Gegenstand meiner Forschungen. Und ich bin mir auch nicht sicher, ob es sie gibt. Das Gedächtnis von Orten und Gegenständen halte ich hingegen für erwiesen. Dennoch kam in mir jetzt eine Riesenangst auf, wie in meiner Kindheit, als mich meine Eltern alleine zu Hause ließen, und ich fürchtete, dass aus jeder dunklen Ecke gleich ein Geist hervorspringen und über mich herfallen könnte. Die katholische Kirche glaubte auch nicht an solche lebendigen Geister. Was mich jetzt keineswegs beruhigen konnte. Während die europäische Landbevölkerung bis ins Mittelalter fest an die Geister von Verstorbenen glaubte, bekämpfte die katholische Kirche diesen Geisterglauben. Nach ihr verließ die Seele den Körper und gelangte unmittelbar ins Paradies, das Purgatorium oder die Hölle. Auf Erden hielt sie sich nicht mehr auf. Geisterspuk, vertrat die Kirche, sei Werk des Teufels. Wenn ich daran dachte, dass die moderne Parapsychologie auch sozusagen echten Geisterspuk untersuchte, der geradezu aggressiv ist, wurde mir noch

mulmiger ... Alles half nichts, ich musste noch mal aufstehen, um die andere Hälfte der Schlaftablette zu schlucken.

Ich wachte erst auf, als mich jemand aus dem Schlaf klingelte. Es klingelte wie wild. Ich fuhr entsetzt hoch, dachte zuerst, es sei mitten in der Nacht, und fragte mich, wer das mitten in der Nacht sein konnte und was Schreckliches passiert war. Als ich im einfallenden Sonnenlicht auf dem Wecker die Zehn erblickte, sprang ich wie unter Strom aus dem Bett, rannte zur Tür, spähte durch den Spion – Gott sei Dank, es war nur die Rauhaar –, rief: „Einen Moment“, putzte mir in Windeseile die Zähne, kämmte meine Haare, warf einen Morgenmantel um, schlüpfte in Straßenschuhe, öffnete, und entschuldigte mich für meine Schlafanzugaufmachung.

Die Rauhaar schien gar nicht wahrzunehmen, dass ich noch im Schlafanzug steckte, und rief mir mitten ins Gesicht: „Er ist tot.“

Mir wurde gleich schlecht und schwindelig. Ich hatte noch keinen Kaffee getrunken, noch kein Frühstück gehabt, ich war noch benommen vom Schlaftablettenschlaf. Gleich würde ich nur noch schwarze Punkte sehen und auf der Türschwelle zusammenbrechen.

Die Rauhaar fuhr unbarmherzig fort: „Gerade hab ich seine Eltern gesehen. Sind oben.“ An meinem Gesichtsausdruck muss sie bemerkt haben, dass ich noch nicht verstanden hatte, wer tot war, und rief: „Bentivoglio!“

Ich bat die Rauhaar herein und kochte Kaffee, während sie in einem Schwall weiterredete. Sie nahm gar nicht wahr, dass ich zitterte.

Ich servierte uns Kaffee, setzte mich der Rauhaar gegenüber und fühlte mich nach den ersten Schlucken und dem Genuss von Kohlehydraten, Weißbrot, dick bestrichen mit selbst gemachter Erdbeermarmelade, langsam stärker. Mein Gehirn klarte auf.

Die Rauhaar hatte alles erzählt und sank nun erschöpft in sich zusammen. Sie wirkte zutiefst enttäuscht. Bentivoglio war zwar tot, aber niemand hatte ihn ermordet. Er war eines natürlichen Todes gestorben. Wanderer hatten



ihn im nahe gelegenen Wald gefunden. Herzstillstand beim Joggen lautete das Obduktionsergebnis. Ich atmete vorsichtig auf. Wenigstens kein weiterer Mord. Ich würde mir nicht von der Rauhaar und Priscilla anhören müssen, wann es den nächsten, vielleicht sogar uns, träfe. Diese Angst konnten sie mir nun nicht mehr einjagen.

Wie um noch das Ruder herumzureißen, murmelte die Rauhaar verschwörerisch: „Gestern Nacht um zwei hab ich Herrn Wistler dabei beobachtet, wie er versuchte, mit einer Art Draht Bentivoglios Briefkasten zu öffnen. Es gelang ihm sogar. Ich konnte einen kleinen gepolsterten Umschlag erkennen, den er da rausnahm.“ Die Stimme der Rauhaar wurde lauter. „Das kann nur *Stoff* gewesen sein. Sie haben Bentivoglio über den Briefkasten beliefert und merkwürdigerweise wussten sie vor allen anderen, dass der Stoff noch drin war und Bentivoglio ihn nie mehr bezahlen würde.“ Ich blickte sie nur dumpf an. „Verstehst du, Nadja: Die Wistlers wussten vor allen anderen, dass er tot war!“

Ich legte mein Brot beiseite. „Was wollen Sie damit sagen? Die Todesursache ist doch geklärt?“

Die Rauhaar räusperte sich: „Bentivoglio mag ja auf natürliche Weise gestorben sein, Gott hab die arme Seele gnädig, aber dass die Wistlers es schon wussten? Das kann doch nur heißen, sie haben ihre Augen und Ohren überall. Also wissen sie vielleicht auch, wer Enis umgebracht hat!“

„Ach so ...“ Die Idee war gar nicht schlecht. Vielleicht hatte ich die Rauhaar unterschätzt. „Und wieso sagen die Wistlers dann nichts der Polizei?“

„Das sind Dealer!“ Die Augen der Rauhaar wurden riesig. „Die wollen möglichst wenig mit der Polizei zu tun haben. Angenommen, der Mörder ist jemand aus dem Haus, und sie geben der Polizei einen Tipp, dann müssen sie damit rechnen, dass sie selbst verpiffen werden. Hier drin weiß doch jeder, dass sie dealen.“

Ich blickte auf mein nur halb gegessenes Brot: Ich hatte erst nach Enis Tod von der Rauhaar erfahren, dass die Wistlers dealten, vorher hatte ich nichts davon gewusst. In was für einem Wolkenkuckucksheim lebte ich eigentlich?

Die Rauhaar war wieder voller Leidenschaft. „Mich würd's nicht wundern, wenn die Wistlers die nächsten Opfer wären. Die wissen zu viel. Das wird der Mörder auch schon mitbekommen haben.“

„Dann wären ja auch Sie gefährdet“, wagte ich zu bemerken und schmunzelte heimlich in mich hinein.

„Ich?“, rief die Rauhaar außer sich. „Ich pass doch viel zu gut auf. Mich bemerkt niemand. Und mich wird auch in Zukunft niemand enttarnen.“

Sie schien sich nicht damit abfinden zu können, dass wir noch kein zweites Mordopfer im Haus hatten. Sie muss bei Bentivoglio große Hoffnungen gehegt haben. So große Hoffnungen, dass sie sogar um zwei Uhr nachts im Haus noch auf Beobachtungsposten stand! War die Rauhaar bereits süchtig, mordsüchtig? Wurde sie krankhaft?

Nachdem sie meine Wohnung wieder verlassen hatte, blieb seltsamerweise kein schlechtes Gefühl zurück. Im Gegenteil: dass sie so selbstverständlich zu mir hereingeschneit war, keinen Anstoß daran genommen hatte, dass ich um zehn noch ungewaschen und im Schlafanzug war, gab ihrem Besuch etwas Familiäres. Es war wie unter engsten Verwandten. Ich musste dann sogar denken, dass ich mich an die Besuche der Rauhaar bereits so gewöhnt hatte, dass ich sie missen würde, wenn das alles hier vorbei war, und es würde bald vorbei sein, da war ich mir ziemlich sicher. Die Rauhaar war eine tolle Figur. Sie hatte etwas von einer wirren Miss Marple. Manche ihrer Beobachtungen und Schlüsse waren erstaunlich zutreffend, ihre meisten Vermutungen waren für mich allerdings blanker Unsinn, sie lag einfach zu oft daneben und investierte ihre ganze Zeit in ein Unterfangen, das zum Scheitern verurteilt war. Es hatte etwas allzu Menschliches. Sie tat mir bereits ein wenig leid. Die vielen Stunden, die sie hinter der Tür am Spion verbrachte und noch verbringen würde oder in der Besenkammer oder im Treppenhaus. Und vielleicht hatte sie noch andere Verstecke. Diese Stunden, die sie sogar mitten in der Nacht auf verlorenem Posten verbrachte, wären alle umsonst. Nichts käme dabei heraus, kein von ihr noch so dringlich erhofftes Resultat. Alles wäre für die Katz. ...